Blätter aus Prevorst.

Fünfte Sammlung.

Blätter aus Prevorst.

Originalien und Lesefrüchte

für

Freunde des innern Lebens

mitgetheilt

von dem Herausgeber

der Seherin aus Prevorst.

Fünfte Sammlung.

Karlsruhe,

Druck und Verlag von Gottlieb Braun.

1834.

Inhalt.

Gedichte: Seite

Bergleu an ... ...

Angebliche Monomanie.

Was man nicht begreift, heißt häufig Einbildung, Wahnsinn, fixe Idee, oder was ungefähr dasselbe sagen will, Monomanie. Daß es Wahngebilde der eignen Phantasie geben könne, läßt sich nicht läugnen; dieses gestaltende Vermögen findet bei ganz gesunden Sinnen und völliger Geistesgegenwart oft Formen lebendiger Wesen an unbelebten Gegenständen, z. B. an den Wolken, und besonders ist die Kindheit sehr gewandt in diesem Spiel einer träumenden Plastik. An undeutlichen, unbestimmten Objecten, im Zwielicht, formt und formt unser Auge ohne Unterlaß, wie die Hand an weichem Wachs. Die Kunst des Vergleichens, als ein Hauptstück der Poesie, und gewissermaßen ihr Ganzes, hat hier ihre Quelle; wenn aber die innere Dichterin Einbildung mit kranken, mit überreizten Nerven vergesellschaftet ist, in der Fieberhitze oder im kühlern Irrsal, dann projicirt sie ihre Geschöpfe in die leere Luft, und hält sie für wesentliche Dinge, mit denen sie umgeht, sie liebt oder verabscheut. Außer dieser subjectiven Selbsteinbildung aber gibt es Einbil-

dungen von außen; sie sind im Ganzen genommen überaus häufig, strömen uns unablässig zu; denn Alles was wir mit den Sinnen wahrnehmen, macht einen Eindruck auf uns, der mit mehr oder weniger Bewußtseyn in uns zum Bilde wird, welches die Imagination eine Zeitlang festhält, es auch mit andern Dingen vergleicht, und es ihrer Schwester, dem Gedächtniß, zur Aufbewahrung überliefert. Man denke nur an den Geschmack einer Speise oder eines Tranks, wie er im Genießen sich uns einbildet, wie wir ihn mit schon Geschmecktem zusammenhalten, wie wir uns seiner von innen aus durch die Kraft der Einbildung wieder erinnern. Die geistigen Eindrücke, durch das Ohr vermittelt, verhalten sich eben so, eilen jedoch schneller und unmittelbarer vom äußern Sinn zum Verstande, der sie der Imagination übergibt, um sie zu Vorstellungen auszuarbeiten. Gibt es nun eine geistige, von dieser sichtbaren unabhängige Welt, so ist sie entweder eine gestaltlose, wahrhaft geistige, oder eine Formenwelt, welche wir seelisch nennen wollen. Jene geistige kann unstreitig mit unserm Geist, ohne äußere Vermittelung, in Wechselwirkung treten; denn sie ist frei und mächtig an sich, und unser Geist ist das Freieste an uns; als innig verwandt, als einander anziehend, können beide sogar nicht ohne Berührung mit einander bleiben, wie die äußere Luft die im Zimmer versperrte niemals unverändert läßt, wie das Eisen auf die mit Glas bedeckte Magnetnadel wirkt, wie kosmische Verhältnisse auf verschlossene Körper einen verborgenen Einfluß äußern. Auf diese Art wirkt das Göttliche auf

uns, und diese Wirkungen setzt alsdann die Einbildungs-kraft der Seele in die Form, in die Vergleichung, ins Gemüthsleben, endlich der Wille ins äußere Leben. Die geistige oder vielmehr seelische Formenwelt aber geht eben so unmittelbar an unsern innern Gemeinsinn, der in seiner Thätigkeit Einbildungskraft heißt. Denn auch diese seelische Welt ist frei und stark, und daß es unsere Seele mit ihrem schöpferischen Gemeinsinn ist, haben wir oben bei der Selbsteinbildung gesehen. Hier aber, bei der Einwirkung seelischer Gegenstände, verhält sie sich weniger schaffend als empfangend, obgleich nicht unthätig, nicht ganz unabhängig von ihrer Eigenheit; weßwegen einerlei seelische Objecte von Verschiedenen verschieden gesehen werden, wie das ja auch bei sinnlichen Wahrnehmungen, wenn gleich weniger, der Fall ist, weil wir allzumal im Sinnenleben und fast auf gleicher Stufe stehen. Wie aber das Geistige durch die Imagination in die Vorstellung übergeht, so stellt der innere Gemeinsinn das zunächst von ihm wahrgenommene Seelische dem äußern Sinne vor, und dieser Prozeß kann bei besonderer Naturanlage und vermöge der Uebung so augenblicklich vor sich gehen, daß der innere und der äußere Eindruck sich gar nicht unterscheiden lassen. Weil das aber nicht immer und nicht bei allen Wahrnehmenden der Fall ist, so sieht zuweilen die eine Person gleichzeitig dasjenige nur im Traum, also nur von innen, was die andre, seherischer constituirt oder disponirt, mit wachen Augen erblickt. Viele aber versichern, im Wachen gesehen zu haben, aber nicht mit den leiblichen Augen; das heißt, ihr innerer, seelischer

Gemeinsinn hat gesehen, das Seelische hat ihn unmittelbar berührt, aber es fehlte diesem Sinn die Kraft, seine Wahrnehmung auf das äußere Sehorgan zu erstrecken, dessen materiellen Widerstand zu überwinden. Hiemit ist die Möglichkeit erwiesen, daß äußere seelische Objecte sich uns einbilden, uns vorstellig werden können, und daß auch unser leiblicher Sinn, durch ein vergeistigendes Ueberströmen des innern Sinnes in denselben, an ihrer Wahrnehmung Theil nehmen kann; und dieß wird sonderlich dann geschehen, wenn diese Objecte selbst es wollen, daher sich durch materiellere Zwischenmittel oder Vehicula den Sinnen annähern, oder wenn sie durch das ihnen anhängende gröbere Material ihnen schon verwandter sind. Man wird wissen, auf welche Erfahrungen hier gezielt wird. Nun kommt es nur darauf an, ob wir das Daseyn solcher seelisch-geistigen Wesen glauben oder nicht. Unsere eigene Seele, wenn wir ihre Selbstständigkeit und Fortdauer annehmen, ist uns dafür Bürge. Daß sie sich in einer Gestalt zeigen, daß sie auf Körper wirken, daß sie gleichsam körperlich handeln könne, läßt sich schwer prioristisch beweisen. Hier tritt aber an die Stelle der Vernunftschlüsse die Erfahrung, wie in der äußern Physik, wo wir ja auch der Experimente bedürfen, um zu wissen und zu glauben; und sogar erklärbarer als die Phänomene der Natur werden uns, unter Zugrundlegung dieser, die geistigen Phänomene in mancher Beziehung erscheinen, wenn wir sie nur nicht schlechthin als unwahr, als unmöglich, ablehnen. Auf ihnen aber beruht endlich unser ganzer Offenbarungsglaube, und wenn es höchst gleich-

gültig ist, ob Jemand Gespenster statuirt oder nicht, manchmal sogar schädlich, wie er es thut: so ist dagegen die Gewißheit von dem „Hereinragen“ einer übersinnlichen Welt in die unsere von dem größten Belang für die Wahrheit des Christenthums, das ohne solches Wunder nicht vorbereitet, nicht gekommen und erschienen, nicht ausgebreitet worden ist; und wirft man ein, die biblischen Wunder und Erscheinungen seyen wahr, die nachbiblischen falsch, weil nicht mehr nöthig: so zeigt die Lehrerin der Wahrheit, die Geschichte, daß man mit der Läugnung der nachbiblischen Wunder und Erscheinungen anfing, und mit der Läugnung der biblischen endigte. Eben darum ist der Satz grundfalsch: Wunder seyen nicht mehr nöthig. Weil sie so höchst nöthig geworden sind um des eingerissenen Unglaubens willen, so häufen sie sich jetzt wieder merkwürdig genug, gegen frühere Zeiten, wo der Glaube in den Gemüthern noch Stand hielt, und werden sich mehr und mehr häufen und wunderbarer werden. Denn sie haben, nach der gelinden, gleichsam lockenden göttlichen Lehrmethode, von unten auf begonnen; der siderische, der animalische Magnetismus mußte sie einleiten; der spiritualistische Somnambulismus mußte sie fortleiten; das spontanee oder durch geistlichen Segen entstandene Hellsehen mußte sie bestätigen; allerlei Nervenleiden mußten zum Beweis, daß das gesunde Sinnenleben nicht dasjenige sey, worauf sich zu verlassen, und womit man in ein höheres Reich eingehe, ein inneres Leben hervortreten lassen, das mit eben diesem außersinnlichen Reich in fast greiflichem Zusammenhang stand; von fern und nah gab

es Prophezeihungen, Heilungen, Gesichte, Besitzungen u. s. w., zum Erstaunen und Verdruß für diejenigen, welche das Alles schon aus der Bibel hinausgefegt hatten, und die denn nur die Klage anzustimmen wußten, der alte Aberglaube breche wieder herein, ach! was solle aus der Welt werden? Wir antworten: eine Welt voll von immer mehrern und größern Wundern, bis die Läugner beschämt oder von ihnen hingenommen sind. Es sind nicht finstere, abergläubische Menschen, welche den Wunderdingen, von denen es sich handelt, das Wort reden, sondern es sind aufgeklärte, vorurtheilsfreie Leute, die ihre gesunde Vernunft haben und sie zu gebrauchen wissen, wo sie hingehört; es sind Christen und es sind Denker, welche den schalen Antichristianismus neuerer Schulen, in dem sie wohl auch befangen waren, sich längst abgedacht haben, und haben ein besseres Licht empfangen, welches nicht an dem Öllämpchen der Scholastik, nicht an ihrer wahrhaft seelenkranken Kopfbrecherei angezündet ist. Sie sind nur nicht der Meinung, daß die gesunde Thierheit ewig selig mache, und eben so wenig daß man durch die Verneinung oder auf dem Thurmgebälke überspannter und abströser Begriffsconstructionen in den Himmel steigen könne. Das Alles ist eitel; aber Gottes Wort, und was er uns von Thatsachen zuschickt, bleibt und fruchtet bis in Ewigkeit.

Hier also, bei solchen Leuten, befindet sich keine Monomanie. Dagegen ist es allerdings ungewiß in einzelnen Fällen, ob dieses Lieblingswort, womit man unläugbaren Vorkommenheiten einen Namen beilegt, welcher sie als

subjective Einbildungen bezeichnen soll, Anwendung darauf erleidet; gleichwie denn auch in den Erscheinungen der sichtbaren Welt, im Alltäglichen, bei weitem nicht Alles zur Gewißheit zu bringen ist, und handelte es sich bloß davon, ob Jemand etwas verloren, oder ob es ihm gestohlen worden sey, ob das Subject oder ein Object es gethan hat. Wie kann man im Reich der Geheimnisse größere Entschiedenheit verlangen? Eben darum sammeln, prüfen, vergleichen wir ja, stellen Vieles dahin, und sind weit entfernt, gleich zuzugreifen und Wunder zu schreien, wo ein Hühnchen die Geburt eines neuen Eies ankündigt. Novitäten sind für den Forscher nichts ohne das Alte, wogegen die neue Welt nur lauter neue „Fündlein", neue Systeme liebt, je wunderlicher je besser. So mögen denn hier einige sonderbare Begebenheiten stehen, und zwar deren drei, die in dem „Ausland" von 1833 Nr. 59 (vom 28. Febr.) S. 236 aus der „Lanzette" des Dr. Andral (eines berühmten französischen Arztes) als Beispiele von Monomanie angeführt werden.

1.

Vor einigen Jahren speiste Dr. Andral bei einem Freund, einem Manne von ausgezeichneten Fähigkeiten. Es befanden sich noch mehrere Gäste an der Tafel; der gemeinschaftliche Wirth war vollkommen wohl, und gab eben hinreichende Beweise von der Thätigkeit seiner intellectuellen Kräfte, als er plötzlich nach der Thür des Zimmers hin grüßte, als bewillkommne er einen unsichtbaren Freund; er stand auf, reichte ihm einen Stuhl,

sprach mit ihm, erhielt Antwort, und führte die eingebildete Unterhaltung fort. „Am folgenden Tage war dieser Freund von seiner seltsamen Einbildung ganz wieder genesen.“ — Diese Angabe ist allzu unvollständig, als daß sich darüber urtheilen ließe. War das vermeinte Object eine bestimmte, dem Wirth bekannte, nahe oder fern abwesende, lebendige oder todte Person? Wovon unterhielt er sich mit ihr? Glaubte er sie bis zu Ende der Tafel oder auch noch länger gegenwärtig? Ging er mit der Ueberzeugung von ihrem Besuch schlafen, und erkannte er am andern Morgen, daß er delirirt habe? Woraus erkannte er das? Hat er, wenn es ein abwesender Freund war, keine Nachfrage bei ihm angestellt? Oder war es ein ihm im Wachen sonst ganz unbekanntes Wesen, von dessen Persönlichkeit er sogar aus dem Gesicht keine nähere Erinnerung mehr hatte? Wir wollen nicht voraussetzen, daß die Oberflächlichkeit des Berichts absichtlich sey, aber oberflächlich ist er; wiewohl wir das französische Orginal nicht gesehen haben.

2.

Bestimmter ist die „Geschichte der epidemischen Monomanie zu St. Touard“, wie sie genannt wird. Mit diesem Ausdruck lassen sich freilich alle Erscheinungen, die Mehrere zugleich wahrgenommen haben, natürlich erklären. Es ist eine Ansteckung, von einer Phantasie der andern mitgetheilt! Wie aber diese Ansteckung geschieht, wie sie besonders in gegenwärtigem Beispiel möglich war, das möchte schwer zu erklären seyn. Und gibt es auch solche Ansteckungen, kann dem Hochschptten von seinem

Landsmann das andere Gesicht mitgetheilt werden: schließt dieses alle objective Einwirkung oder Wirklichkeit aus? macht die Contagion nicht blos für das Schauen empfänglich? Kann aber das eine Monomanie heißen, was achthundert Menschen zugleich wahrnehmen, plötzlich, ohne Vorherwissen, als eine augenblickliche Erscheinung? Nämlich ein Bataillon französischer Soldaten hatte während des beschwerlichen Feldzugs, den der Erzähler mitmachte, an einem heißen, schwülen Tag einen doppelten Marsch nach einem gewissen Orte zu machen. Es war 800 Mann stark, lauter kühne, abgehärtete, versuchte Leute, die keine Gefahr scheuten, die, wie es heißt, „selbst den Teufel nicht gefürchtet hätten, und sich wenig um Gespenster und Geistererscheinungen kümmerten". In der Nacht war das Bataillon gezwungen, in einem engen, niedern, kaum für 300 Mann Raum bietenden Gebäude Quartier zu nehmen; dennoch aber schliefen sie. Um Mitternacht aber wurden Alle von einem aus allen Winkeln des Hauses ertönenden gräßlichen Geschrei aufgeweckt, und den erstaunten, erschrockenen Soldaten erschien das Gesicht eines ungeheuern Hundes, der durch das Fenster hereinsprang, und mit schnellem und gewaltigem Tritte den Schläfern über die Brust hinlief. Die Soldaten verließen entsetzt das Gebäude. Am nächsten Abend nahmen sie auf dringendes Bitten des Arztes und des Bataillonchefs, die sie begleiteten, ihr früheres Quartier wieder ein. „Wir sahen, sagt der Erzähler, daß sie schliefen; vollkommen wach erwarteten wir die Stunde des Schreckens; und kaum hatte es zwölf geschlagen, so waren die alten Soldaten auch

schon zum zweitenmal auf den Füßen. Abermals hatten sie die übernatürlichen Stimmen gehört, abermals hatte der Hund ihnen die Brust bis zum Ersticken beklemmt. Der Bataillonschef und ich sahen und hörten nicht das Geringste." Der Verfasser sucht nun die Sache aus physischen Ursachen, aus dem Luftdruck u. s. w. herzuleiten. Allein diese Ursachen erklären weder die erste, noch weniger die zweite, übereinstimmende Erscheinung. Der Schlaf scheint Bedingung des Wahrnehmens dabei gewesen zu seyn, es war aber darum schwerlich ein gemeinschaftlicher Traum von 800 Mann ohne Wirklichkeit. Was es war, gedenken wir nicht näher anzugeben, denn wir wissen es nicht; aber daß es bloße Selbsteinbildung war, scheint uns unmöglich.

3.

Der letzte Fall, sagt Andral, begegnete mir selbst, und zwar in einem Augenblick, wo ich nicht die geringste Anlage zum Wahnsinn spürte. Ich war noch ein junger Mann, als ich zum ersten Mal das anatomische Theater von la Pitié besuchte, und dort den schon stark in Fäulniß übergegangenen, mit Maden und Würmern bedeckten Leichnam eines Kindes sah. Ich machte mir wenig daraus, kehrte nach Haus zurück, legte mich zu Bette und schlief fest. Als ich aber am andern Morgen aufstand, um das Fenster zu öffnen, sah ich zu meinem größten Erstaunen den Leichnam von la Pitié auf meinem Tische liegen. Ich stutzte, rieb mir die Augen, zwickte mich in die Nase, Alles vergebens; er war es wirklich, blau und

grün, faul und von kriechendem Gewürm bedeckt. Nie sah ich etwas deutlicher, und doch schwand die Täuschung bald, und ich erhielt meine Besinnung wieder, die seitdem nie mehr durch ein ähnliches Gesicht zum Besten gehalten wurde. — Es möchte allerdings unnöthig seyn, die Neckerei irgend eines Dämons hiebei zu Hülfe zu nehmen. Die Phantasie ist für sich selbst ein wunderthätiges Vermögen, sie kann Wahngebilde schaffen, und Andral hat hier möglicherweise wirklich einen wachen Traum gehabt. Man denke sich die Jugend und die jugendliche Einbildungskraft des Verfassers, den Umstand, daß er zum ersten Mal das anatomische Theater besuchte, und sogleich auf jenen Gegenstand des Ekels wie des Mitleids traf. Der Eindruck mußte tief seyn, so bewußtlos er auch gewesen seyn mag; denn viele Dinge kommen uns im Traum wieder vor, bei deren wirklicher Begegnung im Wachen wir, durch andere Dinge zerstreut, leicht vorüberglitten und sie schnell vergaßen; dieß ist eine ganz gemeine Erfahrung. Das Bild, welches sich seiner Seele und seinem äußern Sinn eingeprägt hatte, das in ihm geschlafen hatte, trat beim Erwachen sogleich wieder hervor. Hinlänglich bekannt ist es, daß wenn wir eine Zeitlang, besonders auf helle, weiße oder glänzende Gegenstände sehen, auch ohne die Aufmerksamkeit auf sie zu richten, ihr Bild erst nach einiger Zeit im Auge wieder erlischt, und daß dieses Phantom vornehmlich zurückbleibt, wenn wir die Augen schließen. Die Leiche des Kindes auf einem Tisch ausgestreckt, ein frappanter Anblick, blieb also auch hier im äußern und innern Sinn als ein Phantom haften, und

nur die Lebhaftigkeit der optischen Reproduction scheint dieses Beispiel zu einem ausgezeichneten und bewunderns-würdigen zu machen. Die Benennung Monomanie ist aber dabei um so uneigentlicher angewandt.

4.

Wir fügen eine vierte Geschichte hinzu, die aus zweierlei englischen Schriften in verschiedene Tagsblätter des Jahrs 1830 gekommen ist, und welcher eben so wenig als der obigen zweiten der Name Monomanie zustehen möchte. Es ist „Cannings Mutter in der bezauberten Tischlerwerkstatt.“ Diese Frau war Wittwe von dem Vater des berühmten Ministers Canning, nachher Madame Hunn, und war wegen der Unfälle, die ihr Mann im Handel erlitt, wieder aufs Theater gegangen, das sie zuvor verlassen hatte. Sie spielte auf der tragischen Bühne zu Plymouth, und zwar im Fach der edeln Mütter, und genoß wegen ihres Charakters und ihrer häuslichen Tugenden die öffentliche Achtung. Von ihrem Muth liefert nachstehendes Beispiel den Beweis. Bei ihrer Ankunft zu Plymouth bat sie den Erzähler, ihren alten Freund Bernard, ihr eine Wohnung suchen zu helfen, die bequem und wohlfeil wäre. Der Zimmermann und Tischler des Theaters, welches Bernard dirigirte, Namens Symmonds, besaß ein Haus, das nicht weit vom Schauspielhaus entfernt lag. Es hatte sich aber das Gerücht verbreitet, daß es Nachts darin spuke, und da mehrere Miethsleute nach einander es verlassen hatten, so fand sein übler Ruf so viel Glauben, daß die Zimmer seit

sechs oder sieben Monaten leer standen. Der Eigenthümer ließ der Frau Hunn die Wohnung durch Bernard unentgeltlich, aber unter der Bedingung anbieten, daß man nicht anders wissen sollte, als sie bezahle die gewöhnliche Miethe; er hoffte dadurch dem Haus wieder einen guten Namen zu machen. Frau Hunn ging in den Vorschlag ein, und sagte lachend, es sei nicht das erste Mal, daß sie ihre Rolle in einem Geisterstück zu spielen habe. Den ersten Abend nach ihrem Einzug wollte sie sich alsbald überzeugen, ob sich etwas Unheimliches verspüren ließe. Die Magd und die Kinder waren zu Bette gegangen; Alles schlief. Sie setzte zwei Lichter auf einen Tisch, nahm ein Buch vor sich, und wartete still auf die Gespenster. Unter dem ersten Stockwerk, welches Frau Hunn bewohnte, war die Werkstätte des Zimmermanns oder Tischlers, von innen mit Riegeln und eisernen Stangen verwahrt. Eine verborgene Thür, durch welche die Arbeiter weggingen, führte auf einen Gang, der an die Treppe stieß, und war nur mit einer Klinke versehen. Frau Hunn hatte eine halbe Stunde gelesen, als sie ein Geräusch vernahm, das aus der Werkstätte im Erdgeschoß zu kommen schien. Erst war es wie ein scharfes und langes Pfeifen eines Werkzeugs, womit man ein Stück Holz abschneidet; alsdann kamen andere Töne hinzu, die endlich ein fürchterliches Concert bildeten. Alles Handwerkzeug spielte seine Parthie. Die Säge kreischte, der Hobel rutschte, die Feile schnarrte, der Hammer schlug in gemessenen Absätzen, sämmtliche Instrumente tobten verworren durcheinander, wie in einer belebten Werkstatt. Frau Hunn ist beherzt genug, die

Sache zu untersuchen. Sie legt ihr Buch hin, zieht die Schuhe aus, um nicht gehört zu werden, nimmt ein Licht und öffnet ihre Thür. Noch stärker wird der Lärm und kommt von demselben Orte. Vorsichtig und leise steigt sie die Treppe hinab. Als sie die Klinke aufdrücken will, hört sie noch die abscheuliche Musik. Sie macht die Thür auf, tritt ein, sieht sich um: Alles ist still, das Handwerkszeug an seinem Platz, in der ganzen Werkstatt herrscht völlige Ruhe. Kein Mensch, kein Geist ist sichtbar. Sie geht in dem Saal umher, untersucht Schlösser, Thüren und Fensterläden, und findet nichts in Unordnung. Sie geht wieder hinauf, und fängt an zu zweifeln, ob sie wirklich etwas gehört habe; da geht das Getöse von neuem los, dauert eine halbe Stunde, und schweigt. Frau Hunn legt sich ungestört zu Bette. Mehr denn hundert Personen zu Plymouth bekamen von diesem wunderlichen Vorfall Kenntniß. Inzwischen entdeckte Frau Hunn den andern Tag weder Kindern noch Freunden etwas davon, und stellte einen zweiten Versuch, ganz mit gleichem Erfolg, an. Nun offenbarte sie das Ergebniß der beiden Nächte dem Hauseigenthümer und ihrem Freund Bernard. Jener wollte nicht glauben, und entschloß sich, die folgende Nacht bei ihr zu wachen. Das Getöse begann in demselben Augenblick wie zuvor, und als Frau Hunn ihre Thür aufmachte, und den Hauswirth ersuchte, mit in die Werkstatt zu gehen, kam diesen ein Grausen an, und er schlüpfte zur Hausthür hinaus auf die Straße. Ein anderes Weib hätte die Wohnung verlassen; Frau Hunn blieb. Alle Nacht fing es wieder in der Werkstatt

zu arbeiten an, und die Bewohnerin wurde den Spuk am Ende gewohnt. Sie sagte zu Bernard: die Gewohnheit ist eine andere Natur; wenn ich die Zimmerleute nicht mehr bis um halb eins arbeiten hörte, so würde ich mich fürchten und denken, sie kämen zu mir herauf. So brachte sie den ganzen Sommer in diesem Hause zu, und legte eine Probe von seltener Unerschrockenheit ab.

So weit der Bericht.

Man möchte wünschen, daß Hr. Bernard selbst einmal das Tischlerconcert mit angehört hätte; ist es indessen nicht geschehen, so nennt er wenigstens seinen Namen und alle Umstände, und beweist damit, daß an der Wahrheit der Geschichte nicht zu zweifeln sey.

— y —

Nachtrag zu dem Aufsatz über Göthes Tod,

in der vierten Sammlung, und eine Antikritik.

Der aus der frühern Revolutionsgeschichte bekannte Blau war Professor der Theologie zu Mainz und Subregens des geistlichen Seminars daselbst; er las besonders Dogmatik. Sein Charakter war der eines redlichen, streng sittlichen und sanften Mannes; man pflegte ihn den Melanchthon von Mainz zu nennen. Durch das Studium der Nationalphilosophie, wovon die Kantische damals aufblühte, wurden seine Glaubensansichten gelähmt; er verfiel heimlich dem System falscher Aufkärung, ließ sich von den französischen Freiheitsmaximen blenden, und gerieth, zur Verwunderung Vieler, die ihn kannten und schätzten, unter die Clubbisten. Mit andern derselben wurde er 1793 gefangen auf die damalige Festung Königstein abgeführt, hernach aber wieder an Frankreich ausgewechselt. Er starb als Bibliothekar an der Central-

schule zu Mainz im Jahr 1798. Sein letztes Wort war: „Licht! Licht!" Einige von seinen Freunden legten dieses vom Lichtsehen, Andre wohl richtiger vom Lichtmangel aus.

Man kann sich bei solchen Gelegenheiten des Andenkens an die Worte nicht erwehren: „Ich bin zum Gericht auf diese Welt gekommen, auf daß, die da nicht sehen, sehend werden, und die da sehen, blind werden. — Wäret ihr blind, so hättet ihr keine Sünde; nun ihr aber sprechet: Wir sind sehend; so bleibet eure Sünde" (Joh. 9, 39—41). Und: „In deinem Lichte sehen wir das Licht" (Ps. 36, 10).

Man kann auch nicht umhin, sich über folgenden Umstand zu wundern. Den Heiden war die Philosophie, und ursprünglich eine gewichtigere als die der griechischen Schulen, wie den Israeliten ihr Gesetz, ein Zuchtmeister auf Christum. Nun aber Christus gekommen ist, stellt man ihm gleichwohl wieder eine heidnische Vernunftlehre an die Seite, die gar nichts als entbehrliche „weltliche Anfänge" unter glänzendem Wortschein enthält, und, weil sie weder dem Verstand wahrhaft große Aufschlüsse, noch dem Gemüthe Kraft gewährt, ihre Anhänger leicht eben so weit sinken läßt, als der gute Blau gesunken ist. Sie sprechen: wir sind sehend. Ihr Rühmen ist aber nichts als das Gericht des Unglaubens an den, der das Licht der Welt, das Licht der Lebenden und der Sterbenden ist. —

Bei Göthe selbst aber (von dem wir nochmals versichern, daß wir ihn nicht zu verdammen geneigt sind, gleichwie wir auch nicht die Macht dazu haben) findet sich in seiner Lebens-

geschichte folgendes merkwürdige Zusammentreffen, das man immerhin als eine bloße Sonderbarkeit ansehen mag. Er war bekanntlich am 28. Aug. 1749 um die Mittagsstunde geboren. Als er eine Reihe von Jahren vor seinem Tode seine Vaterstadt Frankfurt besuchte, so hörte er im Vorbeigehn bei seinem Geburtshause Nachts (wo ich nicht irre um 10 Uhr) den Schlag der Standuhr auf dem Vorplatz zu ebener Erde, der ihm von seiner Jugend her bekannt war, und jetzt in der Erinnerung einen besondern Eindruck auf ihn machte. Dieß gab Veranlassung, daß im Jahr 1828 ein angesehener Gönner diese Uhr durch die dritte Hand erkaufen ließ, und sie Göthen zum Geburtstagsgeschenk überschickte. Als sie am 9. Juli besagten Jahrs von dem untern Uhrkasten, in welchem die Bleigewichte hingen, abgenommen wurde, folglich stillstand, so war es in der Stunde vor Mittag, und sie zeigte 11 Uhr und 9 Minuten. Göthe starb zu Weimar den 22. März 1832, Vormittags nach 11 Uhr, zufolge einiger Angaben um 11, nach andern um halb 12; also wenn man den mittlern Zeitpunkt nimmt, ungefähr um die Minute, wo, vier Jahre früher, die Uhr zu gehen aufgehört hatte. Dieser Augenblick des Stillstehens der Uhr kann durch zuverlässige Zeugen, selbst durch eine sogleich verfertigte Abzeichnung, erwiesen werden. Vergl. Herrmann v. Meyer's Paläologika zur Geschichte der Erde, Vorrede S. XL, wo von Göthen als Geologen, und dem Verlust, den die Wissenschaft an ihm erlitten, die Rede ist.

Nach Abfassung dieses erscheint im Literaturblatt des Morgenblatts Nr. 87 (26. August 1833) eine Recension der Blätter aus Prevorst, worin unter andern gegen den Aufsatz über Göthes Tod, in der vierten Sammlung, geeifert wird. Vorher geht etwas über den S. 152 daselbst abgedruckten kurzen Aufsatz: „Zur Geschichte Stigmatisirter." Der Recensent, welcher ihn vollständig mittheilt, setzt hinzu: „Wenn man solche Geschichtchen im Ernst glaubt, so ist man offenbar auf dem Wege zurück zum allerdicksten und allerdunkelsten Aberglauben, und schüttet so sehr das Kind mit dem Bade aus, daß man sich nicht wundern darf, wenn das Publikum, empört über solche Zumuthungen, Alles, was aus dieser Quelle kommt, selbst das wirklich Glaubwürdige, verwirft. Wer an die Stigmata glaubt, der kann auch nur gleich wieder anfangen, Hexen zu verbrennen; denn, wenn die „bösen Mächte" doch wieder eingeführt werden sollen, so muß man ihnen auch alle ihre Prärogative zurückgeben."

Es ist schwer, auf ein solches Urtheil ohne „Empörung" zu antworten. Indessen soll es geschehen. Der Mittheiler jenes Geschichtchens hat nicht gesagt, daß er es „im Ernst glaube," aber auch nicht geläugnet, daß er es im Ernst für möglich halte. Hiedurch ist er keineswegs „zurück auf dem Wege zum allerdicksten und allerdunkelsten Aberglauben," vielmehr erklärt er das, was der Aberglaube für absolut göttlich zu halten geneigt ist, aus der Kraft der Imagination. Die Stärke dieser Kraft kennt der Recensent gar nicht, sonst würde er nicht den Badekübel zur Hand nehmen. Unzählige Beispiele, wozu die un-

widerlegbaren Muttermaale gehören, beweisen, was die Einbildungskraft auf den Menschenleib wirken, wie sie ihn beschädigen, entstellen, verwandeln kann. An die Stigmata glauben viele achtungswerthe Leute, die solche mit eigenen Augen gesehen haben, wollen aber darum nicht wieder anfangen Hexen zu verbrennen (vergl. v. Meyer's Blätter f. höh. Wahrh. II. S. 341), auch ist nicht einzusehen, in welcher engen Verbindung die Stigmata mit dem Hexenverbrennen stehen. Daß „die bösen Mächte wieder eingeführt werden sollen," ist eine Rede des allerdunkelsten Unglaubens, der mit ihrer Existenz auch die Offenbarung Gottes verwirft; und daß diese Mächte die ihnen von Gott an den Unglaubigen noch gelassenen Prärogative nicht erst zurückzuempfangen haben, erkennt ein Jeder, der mit offenen Augen in die Welt und in die Literatur sehen will.

Hierauf erklärt der Recensent, er lese gar zu gern Geistergeschichten, und bringe dem Herausgeber hier einige gleichsam zur Versöhnung seines noch immer hartnäckigen Unglaubens. Mit jenem Bekenntniß liefert er einen Beitrag zur Gewißheit der Sache im Allgemeinen; denn der sehr allgemeine Hang des Menschen zum Wunderbaren ist eine angeborne Sehnsucht nach der Rückkehr zur verlorenen Wundernatur. Die Beispiele selbst betreffend, so kommt es nicht auf Geistergeschichten, die jede Amme machen kann, sondern auf deren Glaubwürdigkeit und Bestätigung an. Der Recensent ist also sehr irre.

Weiter zieht er die Stelle über Göthes Tod (Blätter aus Prevorst S. 63) ganz aus, und hat sie doch nicht

recht gelesen, sagt so: „Unmaßgeblich scheint es sich zu geziemen, daß wir das Richteramt Gott überlassen, und uns das fromme Mitleid mit dem künftigen Schicksal großer Männer ersparen. Ist in Göthes Schriften Vieles, was wir mißbilligen, so sollen wir strenge Kritik an diesen Schriften üben, damit Niemand aus ihnen Nachtheil schöpfe, durch sie mißleitet werde. Dieß Recht, diese Pflicht haben wir; aber ihn für diese Welt anerkennen, und nur seiner abgeschiedenen Seele eins anzuhängen, ist nicht recht. Ich würde ihn lieber im Leben bekämpfen, und nach dem Tode einen Segen über seinem Grabe sprechen. Ich würde nur die Sache bekämpfen, durch die er schaden kann, nämlich einige seiner Schriften; aber seine Person, seine abgeschiedene Seele, deren glückliche oder unglückliche Zukunft gewiß keinen Einfluß mehr auf diese Welt übt, ungekränkt lassen".

Vor allen Dingen hat der Verfasser des Aufsatzes: „Göthes Tod," das Richteramt geziemend Gott überlassen, und sich gegen das Verdammen, aber auch gegen den voreiligen Sprung mit Göthes Seele ins ewige Licht verwahrt. Das ist keine Injurie. Ferner handelt sich's nicht von dem künftigen, sondern von dem gegenwärtigen Schicksal. Sodann ist es grade recht, Göthen als großen Mann für diese Welt anzuerkennen, in welcher er sogar eine Art von Apotheose empfangen hat; wie es aber mit ihm in jener Welt steht, das weiß der Recensent ganz gewiß nicht, so wenig wie Hufeland weiß, daß ihm das Licht nun geworden ist. Zu dem, was der Recensent nicht weiß, gehört weiter: Ob der Verfasser von „Göthes

Tod" nicht Göthen im Leben bekämpft und nach dem Tode einen Segen über seinem Grabe gesprochen hat? Denn es ist wirklich geschehen, jenes ohne Bitterkeit, dieses ohne Vergötterung. Endlich: daß die glückliche oder unglückliche Zukunft (soll heißen Zustand) von Göthes abgeschiedener Seele gewiß keinen Einfluß mehr auf diese Welt übt, das weiß der Recensent seiner Meinung nach, aber in der That nicht. Er müßte sonst selbst ein Hellseher seyn, wie er sie nicht gelten lassen will. Der Recensent sehe also, daß der Verfasser von „Göthes Tod" nicht die Absicht gehabt hat, Göthes Person zu kränken, daß aber er sich nicht entblödet hat, dem Verfasser und den Blättern aus Prevorst „eins anzuhängen". Und das ist nicht recht.

Zuletzt sagt der Recensent: „Wenn übrigens die neuen Vertheidiger des Hades consequent seyn wollen, müssen sie auf die Vorstellungen der Inder zurückkommen" — und exponirt hierauf das indische System über den Zustand der Seelen nach dem Tode. „Zurückkommen" soll uns wohl an die Voraussetzung erinnern, daß alle Weisheit oder religiöse Lehre aus Indien stamme. Diese längst widerlegte leere Hypothese gehört nicht zu unsern Vorstellungen; und wir sind consequent genug, das Zurückkommen auf die Inder in Betreff des Hades um so mehr zu verwerfen, als deren Lehre hievon mit Fabeleyen und mit Seelenwanderung (Metempsychosis und Metensomatosis) verunreinigt ist. Gleichwohl ist es recht, in Betreff des Hades neben andern alten Völkern auch auf die Inder zurückzukommen, in ihrer Lehre aber auf deren

ursprüngliche Gestalt, welche der Sachkenner ohne große Mühe von den spätern Zusätzen entkleiden kann. Die Erinnerung des Recensenten ist also nur in letzterm Sinne statthaft, an sich aber vergeblich. Es wird aber eben so vergeblich seyn, den Recensenten, welcher sich in dem ganzen Fach des Magnetistischen, Psychischen und Pneumatischen auf halbem Wege gefällt, eines Bessern belehren zu wollen, und ihn zu erinnern, nicht über Dinge zu urtheilen, von denen er sehr unvollständige, auf keinem festen Grund ruhende Begriffe erlangt hat. So lang ein Urtheiler nicht entschieden an die göttliche Offenbarung der heiligen Schrift glaubt, und mit ihr die Erfahrung zusammenhält, so lange ist seine ganze Philosophie ein Wahn, und alle seine Urtheile können füglich ungeschrieben bleiben. Es handelt sich auch gar nicht von Mährchen oder Raritäten, sondern vom Seelenheil, und wie dasselbe durch den Glauben an den, welcher das Heil allein ist, zu erwerben sey, welcher es jenseits auch für die gnadefähigen Unglaubigen aller Völker, welcher es hoffentlich auch für einen Göthe werden wird, wenn dieser es hier, durch Dichtung und Wahrheit bezaubert, bei Seite geschoben hätte. Denn wir zweifeln an der Möglichkeit der endlichen Wiederbringung keines einzigen Geschöpfs. Aber der unselige Zwischenzustand vieler Seelen soll durch den Erweis, daß er wirklich vorhanden sey und sehr lange dauern könne, wohl gar in den andern Tod als die wahre Verdammniß übergehen werde, und durch die sich dabei offenbarende Ursache, welche der Unglaube ist, die Gemüther antreiben, heute, so sie Gottes Stimme

hören, ihre Herzen nicht zu verstocken, sondern ihre künftige Seligkeit zu schaffen mit rechtem Ernst, welches die Schrift nennt „mit Furcht und Zittern", nicht aber nach einer selbstgemachten losen Philosophie, welche nach der Welt Principien ist und nicht nach Christo (Coloss. 2, 8.).

— y —

Zusatz.

Wie oben angeführt, hielt ein Geistreicher es für den höchsten, dicksten Aberglauben, an Stigmatisirte zu glauben. Auch Schubert ist auf dem Wege zurück zu diesem „allerdicksten, allerdunkelsten Aberglauben", wenn wir im Morgenblatte Nr. 270, 11. Nov. 1833 von ihm lesen: „die Seherin von Prevorst wurde durch Berührung mit einem fremden kranken Körper so ganz in die Natur desselben verbildet, daß sie in hohem Maße alle Leiden, alle Schmerzen desselben fühlte, und daß an ihrem Leibe, auch dem Arzte und allen Umstehenden sichtbar, alle die krankhaften Erscheinungen hervortraten, wozu die Anlage und Neigung im fremden, von ihr mittel- oder unmittelbar berührten Körper war. In einigen andern Fällen hat die Verbildung der Seele in eine oft mit Rührung betrachtete Gestalt an der äußern Hautfläche, statt der fremden Wunden, blutende Stellen (Stigmata) hervortreten lassen, und in den eigenen Körper die Schmerzen des andern übergetragen".

Dieß sagt Schubert völlig wahr, weil er die Natur und das Seelenleben kennt und dieses sein Wissen an den Quellen selbst schöpfte.

K.

Ueber die Schrift:

Wege zur Unsterblichkeit,

auf unläugbare Kräfte der menschlichen Natur gegründet, von J. Kerning. Leipzig und Stuttgart, J. Scheible's Verlags-Exped. 1833. 171 S. 8.

Ein Seitenstück zu dem in der vierten Sammlung angezeigten Schlüssel zur Geisterwelt. Wenn man das Buch etwa bis über die Mitte hin gelesen hat, so hält man nicht nur noch an der Frage, die nirgends ganz gelöst wird, ob nach des Verfassers Ansicht (s. S. 4) alle Menschen ohne Ausnahme unsterblich seyen, oder nur die Fähigkeit besitzen, die Unsterblichkeit zu erringen, wohin allerdings der Titel deutet; sondern man wird auch versucht, zu glauben, er gebe hier den zweyten Grad seiner Mysterien, die der Schlüssel zur Geisterwelt eröffnet hat, und indem sich darin das ganze Geisterwesen rein subjectiv zu gestalten scheint, wird man besorgt, es möchten die Epopten des dritten Grads endlich belehrt werden, daß man von der ganzen Sache eigentlich nichts wissen könne. Indessen gewinnt seine Meinung ein ernsthafteres Ansehen gegen Ende des Buchs; und ob man gleich mit seiner Theorie in mehrern Stücken nicht

einverstanden seyn kann, und wir sie gradezu für einseitig erklären dürfen, so hat sie doch sehr ehrenwerthe Bestandtheile, und in ihrem Bestreben einen praktischen Werth, mit dem sich kein bloß spekulatives Lehrgebäude messen kann. Im Allgemeinen stellt J. Kernning sich als den Bringer oder Enthüller des Kerns im Innern des Menschen dar (s. S. 114, 167 rc.).

Ein Zweifler an der Unsterblichkeit, ein verfeinerter Sinnenmensch, Silbert, soll durch seinen Freund Fielding von ihrer Wahrheit überzeugt werden. Da Glaube und Religiosität, auf die er hingewiesen wird, bey ihm nicht Wurzel fassen, so wird er auf einem Wege bekehrt, welcher, um es mit einem anderwärts bekannten Kunstwort auszudrücken, zur mikrokosmischen Magie gehört. Auf dieser oder der besondern Art derselben beruht sowohl im Schlüssel zur Geisterwelt als in diesem Buche das System des Verfassers. Das innere Leben des Menschen soll Stärke und Gewalt über ihn selbst und die Außenwelt erlangen; er soll sich und die Macht seines Geistes erkennen, und in dessen Kraft wahrnehmen und wirken. Der Geist soll alle Sinne und Glieder lebendig durchdringen, sich überall eine Linse zum Sehen, oder ein Organ zum Hellfühlen und andern sinnlichen Wahrnehmungen bereiten, dadurch in die Ferne, in die Zukunft und Vergangenheit, und besonders in die Geisterwelt hinausreichen. Von den Füßen zu den Händen und zum Haupt soll der Mensch also durchgeistet werden. Das Alles soll geschehen aus dem eigenen Vermögen der menschlichen Natur, in der Nachahmung Christi, der, obgleich Gottes Sohn, als Mensch dem Menschen hierin ein

Vorbild gegeben habe, wie er schon in diesem Leben den Weg zur Unsterblichkeit antreten, und in einem seligen Daseyn der wiedergeborenen Natur stehen könne. Zu dem Ende wird Gilbert von Fielding auf die Bilder des Traums als die nächsten Beweise eines außersinnlichen Lebens im Menschen aufmerksam gemacht, und von da in jener angestrengten Selbstbearbeitung, durch die schreckhaften Phantome eines wachen Wahnsinns hindurch, welche nichts als eigene Ausgeburten, Auswüchse der verdorbenen Natur sind, und mittelst des festen Willens besiegt werden müssen, in das selige Geisterreich, in den Himmel fortgeleitet, wo er Umgang mit Verstorbenen oder deren Bildern erhält, und durch sie das Vergangene und das Zukünftige erfährt. Als Vorbereitung wird ihm in dieser Schule Fieldings ein Buch mit wunderbaren Geschichten zu lesen gegeben. Deren erste: „der Gelehrte", stellt einen Mann dar, der durch eine Nervenkrankheit seine ganze glänzende gelehrte Bildung verlor, und in die neckische Knabennatur zurück, ja tief in die Thierheit hinabsank; eine Sache, die wahr seyn mag, und eine heilsame Warnung gegen die eitle Geistescultur enthält, welche für die Erneuerung des menschlichen Wesens ohne Ertrag ist. Die zweite: „das Bild der Geliebten", berichtet, daß ein Schiffmann, zum Matrosen gepreßt, im vierten Jahre der Seefahrt in einer Art von magnetischem Schlummer seine zurückgelassene Geliebte vor sich sah, die er deßwegen für gestorben hielt, und deren Erscheinung sich ihm von da an immer mehr und öfter näherte, täglich mit ihm sprach, und ihn von den bevorstehenden Schicksalen des Schiffs, das hiedurch mehrmals gerettet

wurde, unterrichtete. Bei seiner Heimkunft nach fünfzehnjähriger Abwesenheit findet er, selbst todt geglaubt, die todt geglaubte Braut noch am Leben, aber um eben so viel Jahre gealtert und dem ihn begleitenden Bilde unähnlich geworden, hält Wort, heirathet sie, und bekommt, als die Begebenheit laut geworden, von einem unbekannten Mann den Bescheid: „Else, die euch erschienen, ist ihr Bild, in euerm Herzen entstanden und zu euch herausgetreten, als ein Abdruck eurer Liebe. Bleibet diesem getreu, denn es ist ein Zeuge eures wiedergefundenen innern Lebens; folget ihm wie bisher, und es wird euch und eurer Frau zum Schutz vor Unglück dienen, und in jenem Leben ewige Wonne bereiten." — Diese Geschichte soll also ohne Zweifel hindeuten auf die Subjectivität der Erscheinungen, auf ihre imaginative und projectile Eigenschaft, unbestimmt lassend, ob ein wesentlicher Einfluß aus der Ferne die Erscheinung hervorgerufen, oder ob, was sogar mehr der Sinn zu seyn scheint, nur das eigene wiedergefundene innere Leben diese weissagerische Imagination und Projection, dieses Hellsehen in die Vehicularform eines geliebten Bildes sich gestaltend, ohne wesentlichen geistigen Zusammenhang mit seinem leiblichen Original, bewirkt habe. Erstlich ist der Verf. schuldig zu beweisen, daß die Sache sich so, wie er sie erzählt, zugetragen habe, und sie nicht ganz oder größtentheils erdichtet sey. Zweitens, geschieht dieß, so ist die Folgerung, werde sie modifizirt wie man will, noch keineswegs bündig oder allgemeingültig für die Läugnung der Objectivität der Erscheinungen; denn jene Fähigkeit oder Neigung des menschlichen Gemüths, eine erwachte Sehergabe in eine Person

zu kleiden, eingeräumt, so sagt sie nichts für anderartige Fälle, nicht einmal nothwendig für diesen Fall. Es können wesentliche Einwirkungen von außen Statt haben, die, als Gedanken gegeben, im schaffenden Vermögen der Imagination eine Form annehmen und solche projiziren, welche sich dann insgemein durch die eigenthümliche Vorstellungsart (den Geschmack und die Begriffe) des Sehers von wahren äußern Formgesichten oder objectiven Visionen unterscheidet, aber darum nicht bloß von innen kommt, nicht die einzige Art ist, auch gewöhnlich vorübergehender als jener tägliche Umgang mit dem Bilde der Geliebten seyn wird. Drittens ist daraus noch nicht auf ein vollständig wiedergefundenes inneres Leben zu schließen, sondern auf ein Zweiglein desselben, wie es bei manchen Menschen einzeln sich kund gibt, denen der Name der Wiedergeborenen sonst nicht zukommt. Denn es gibt keine wahre Wiedergeburt ohne den Geist der Heiligung, dessen Wirkungen sich allerdings auch auswärts auf die Glieder des Leibes erstrecken können, wie bei den Propheten und Aposteln, wenn sie Wunder gethan haben.

In der dritten Erzählung: „Der Doppelgänger", sieht ein Hauptmann von einer gewissen Zeit an sein Ebenbild neben sich, mit ihm sitzend, gehend, stehend. Ein Mann, „der von sich bekannte, ihm sey die Gabe geworden, Alles zu wissen", befreite ihn endlich von der Verlegenheit, welche diese sonderbare Gesellschaft nach sich zog, indem er erklärte, sein Zustand rühre von einer allzugroßen Gewissenhaftigkeit her, indem der Hauptmann zweifle, ob die bessere Menschennatur sich mit dem Soldatenstande verbinden lasse.

„Durch diesen Kampf haben sich zwey Wesen in ihm gebildet, ein Soldat und ein gewöhnliches Menschenkind; diese beyden möchten sich mit einander vereinigen, aber die Unentschlossenheit des Besitzers hindert sie daran" — „er solle sich mit seinem geistigen Gesellschafter mehr befreunden und Eins mit ihm zu werden trachten, daß derselbe in ihn übergehe und ihn zum vollkommenen Menschen mache" u. s. w., welches denn auch gelingt: „Das Bild, welches ihm noch lange zur Seite ging, veränderte endlich die Stellung und trat vor ihn hin, drehte sich mit den Cirkeln seiner Gedanken in Kreisen herum und fing nach und nach an, in ihm zu denken und zu sprechen." — War die vorige Geschichte eine psychologische Erklärung der Erscheinungen fremder Gestalten, so soll mithin diese eine Enträthselung des Selbstsehens seyn, ist aber fürwahr so neu und wunderlich, daß man viel eher die Thatsache glauben, als die Auflösung begreifen wird. Auch hier kann das Ebenbild kein wahres Object seyn, sondern nur eine Fiction, und was für eine? ein abgelöster Gemüthszustand, welcher persönlich wird! Indessen gibt es viele Beyspiele vom Selbstgesicht oder Doppelgehen, bey welchen die Bedingungen jenes angeblichen Factums oder seiner Erklärung durchaus mangeln.

Nach diesen Vorbereitungen schreitet die psychologische Verständigung zur letzten und bedeutendsten Stufe in der vierten Geschichte: „Die Familie Ruppert", wo wir ohne Zweifel belehrt werden sollen, was es mit den Besitzungen und dem Zusammentreffen eines guten und eines bösen Geistes, welcher letztere jenen an der Seligkeit hindert, für eine Bewandtniß habe. Diese weitläufige Erzäh-

lung enthält eine deutliche Parodie der Begebenheit mit dem Mädchen von Orlach (s. S. 82 f.). Nämlich um kurz zu seyn, die beyden Geister sind gleichfalls nur das eigene, getheilte Ich der Caroline Ruppert (S. 86: „Die beyden Geister, welche sich in dem Mädchen zeigen, sind keine Wesen außer ihr, sie ist es selber"), welche in ihrem schlafwandlerischen Wahnsinn heimlich auch allerley Spuk anrichtet, der von ihrer Umgebung irrigerweise dem bösen Geist als einer selbstständigen Person zugeschrieben wird. Diesen bösen Geist muß Caroline durch den Kampf des eigenen Willens, durch Stehen auf festen Füßen und Ich-Denken (s. S. 92) überwinden, wodurch dieser böse Auswuchs von ihr abgelöst und ausgeschieden, und die sanfte Geisterstimme mit ihr als ihr wahres neues Leben für immer vereinigt wird, so selbstständig sich auch beyde eine Zeitlang in und außer ihr geberden mögen. Die phantastische Trias, Caroline und ihre zwey Geister, wird vermöge der Besiegung und Vernichtung des bösen Wesens, durch die reine Dyas hindurch, zur Monas der Wiedergeburt. Wiewohl auch der sanfte Geist ein Auswuchs des eigentlichen Lebens ist (S. 88 f.). Das Ganze reduzirt sich also auf die gemeine Lehre: Der Mensch muß den Trieb des Bösen, der von Natur in ihm ist, und ihn oft mit allerhand ängstlichen Phantasien peinigt, sogar zum Narren macht, mit standhaftem Vorsatz, mit Widerstand gegen die Ungethüme der Wahnschöpfung, überwältigen, so gewinnt das Gute und Wahre in ihm die Herrschaft und eine beseligende, unberechenbar große Macht. Wiefern das nun der Mensch

kann, und ob wir dadurch in der Kenntniß des unbekannten Reichs weiter kommen, davon handelt sich's.

Der Held des Romans, wovon die vier Erzählungen Episoden sind, behauptet zuletzt (S. 132): „das Geisterreich ist mir aufgeschlossen; Alles was ich aus der frühern Geschichte zu wissen begehre, erfahre ich durch diejenigen, welche Theil daran genommen haben. Selbst mein Vater kommt, so oft ich es wünsche, führt und lehrt mich bey den schwierigsten Angelegenheiten. Ich habe es errungen, was Sie mir vorgeschrieben, als Sie sprachen: Wenn Sie den Lebendigen nicht glauben, so mögen Sie die Todten fragen. Die Todten leben, sie zeigen sich mir, sie geben mir Antwort, und hiemit ist der Weg zur Unsterblichkeit durchwandelt." — Ob diese Todten wirklich die Originale, oder ihre krystallisirten Einflüsse, oder nur selbstgeschaffene figirende Mittel der Wahrnehmung sind, aus der plastischen Kraft des erwachten neuen Lebens gewachsen, hierüber bleiben wir gleichfalls im Zweifel. Vermuthlich soll auf diesem Weg Swedenborgs und Andrer Umgang mit der Geisterwelt erklärt werden. Wir erfahren nur zu wenig von eben diesen Todten des „neuen Himmels" (s. S. 131 f.), von ihrer Lage, ihrem Fortschreiten u. s. w., und es wird dadurch um so wahrscheinlicher, daß nach des Verfassers Ansicht nur sie zu einer seligen Unsterblichkeit gelangen, eine unselige aber es vielleicht gar nicht gibt, sondern daß die bösen Auswüchse des Menschen, oder die Menschen, welche ganz solche Auswüchse geworden sind, weil das neue Leben der Wiedergeburt nicht in ihnen gesiegt hat, dem Tode der Zernichtung anheimfallen. Sehr achtbar ist bey dem Ver-

fasser sein Glaube an Christus und an die Bibel; der entschiedene Ernst, welchen er für die Wiedererneuerung der Natur des Menschen als dessen heiligste Angelegenheit an den Tag legt. Aber wenn er mit Recht verlangt, daß unser Glaube That und Leben, wirkliche Erfahrung und Kraft werden soll; wenn er sagt (S. 141): „In den Geist muß kommen, wer den Namen Christ mit Recht führen will; wer nur im äußern Wissen schimmert, die Lehrsätze der heiligen Schrift nur durch andere Sätze aus derselben wieder beweist, der dreht sich in einem Cirkel herum, dessen Mittelpunkt er niemals findet": so fragt sich, ob er das, was er hier als Oberflächlichkeit anklagt, nicht gleichwohl zu üben versäumt hat, überhaupt aber, ob er die Wiedergeburt nicht von vorn herein zu materiell, zu eigenwillig angreift. Zwar er rückt sogar Auszüge aus dem N. Testament ein, die von der Wiedergeburt aus dem Geist, vom Glauben und seiner Wunderkraft, vom Heilen der Besessenen handeln; aber wie er sie versteht, wollen wir gleich sehen. S. 147 heißt es: „Die höllischen oder bösen Geister sind Erzeugnisse unserer verkehrten Lebensbegierden, und bereiten in uns auch eine Wiedergeburt, die aber aus bösem Saamen entsprungen;" und S. 149: „Auch Christus heißt diese Kräfte Geister und Teufel, als wenn sie etwas außer uns, etwas Abgesondertes wären. Dieses muß uns jedoch nicht irre führen; denn der Wirkung nach sind sie etwas außer uns, indem sie, namentlich wenn sie uns verlassen müssen, als leibliche Wesen und nur gewaltsam von uns scheiden; der Sache nach aber waren sie Eins mit uns, waren geistige Auswüchse, die von uns abgelöst

werden mußten, um uns wieder in völlige Einheit mit uns selber zu bringen." — S. 150: „Ungewöhnliche Schicksale, Unglück, Gewissensbisse, auch Furcht vor dem Tode, rütteln manchmal an der Verstocktheit des Menschen, und wecken Kräfte in ihm, die seinem gewöhnlichen Zustande entgegen sind; es erfolgt ein Kampf, die frühern Leidenschaften und Begierden erheben sich zu Bildern und streiten um den Besitz ihrer Herrschaft, und so kann es sich ereignen, daß die Zahl solcher Erscheinungen Legion wird." (Dergleichen ist bey Unglücklichen, Verzweifelnden, Büßenden, Hysterischen allerdings möglich, aber darum ist es noch nicht die „Legion", welche Christus beschwor.) „Spürt man in solcher Lage das Vermögen in sich, die bessere, reine Natur wieder zu stärken und zu ihrer Würde zu erheben, so fliehen nach und nach jene Gestalten, und der vorher geplagte Mensch tritt aus diesem Streite als ein Wiedergeborener, dem der Himmel sich öffnet und Engel selbst Loblieder singen" (welches jedoch abermals nur eine vorübergehende Täuschung seyn kann). Nun werden Stellen aus dem Evangelium eingeschaltet, womit der Verfasser seine Theorie belegen will. Ob er diese Theorie durchgängig selbst versteht, ob er sie persönlich erfahren zu haben glaubt, lassen wir dahingestellt; wenn wir sie auch verstünden, so erklären wir sie, wenigstens sofern sie generalisirt wird, für falsch. Wer das Reich des Bösen bloß in der Anthropologie sucht, wie auch Swedenborg, obgleich objectiver Geisterseher, thut, ist selbst irre geführt; er kennt die Schrift nicht, er hat sie nicht mit sich selbst verglichen, er hat das Licht über die Geisterwelt in diesem Punkte nicht

erlangt. Was die evangelischen Stellen uns für die Meinung des Verfassers sagen sollen, ist unerfindlich; daß aber Christus und seine Boten den Teufel und seine Engel überall als selbstständige, persönliche, vom ersten und jetzigen Adamischen Menschen durchaus unterschiedene Wesen betrachten (s. z. B. Joh. 8, 44), ist ungleich klärer, als Alles was der Verf. uns lehren will.

Aber noch mehr. Wir wiederholen, daß wir den ernsten Sinn des Verfassers hochachten, wir haben aus den letzten Blättern dieses Buchs eine zuversichtlichere Meinung von seiner Ueberzeugung und Wahrheitsliebe gefaßt, als bey dem Schlüssel zur Geisterwelt; allein hat er sich wirklich von seinem System vollständige Rechenschaft gegeben? Er will, daß der Mensch mittelst des Glaubens an sein Ich und dessen Kräfte sich durch das Reich des Bösen, das in ihm ist, hindurchringe zur Wiedergeburt seines Wesens, und dadurch schon hier himmlische Gewalt, ja den Himmel erlange; er will, daß das Böse mit seinen unzähligen Larven und Gespenstern nur etwas relativ Objectives, eigentlich aber ein abnormes Stück, ein Auswuchs der Menschennatur sey. Kann Caroline Ruppert die Geister, von denen sie besessen scheint, wirklich durch die Kraft ihres eigenen Willens bändigen und austreiben, so beweist dieß noch keineswegs, daß es bloß subjective Dinge sind; es können persönliche Geister seyn, die der reinen Kraft der menschlichen Natur weichen müssen, wie der Kraft Christi, den der Verfasser uns zum Vorbild hinstellt. Aber diese selbstwillige Procedur des Exorcismus und der Wunderthätigkeit lehrt uns die Bibel nicht. Christus spricht: Ohne mich könnet

ihr nichts thun; und die Apostel haben nicht aus eigener Kraft (s. Apostelgesch. 3, 12) Kranke geheilt, Todte erweckt und Teufel ausgetrieben, sondern in Vollmacht ihres Senders, im Namen Jesu. Der wunderthätige Glaube wird von den Aposteln bestimmt als eine besondere Gnadengabe bezeichnet. Er ist eine Herstellung der menschlichen Urkräfte; der Mensch, auch der getaufte, hat ihn aber darum noch nicht an und für sich, und erringt ihn nur, wenn er soll. Auch wurde der gesalbte Paulus nur einmal von hinnen ins Paradies entzückt (2. Kor. 12). Der Verfasser muß also erstlich beweisen, daß die Besitzenden der Besessenen und die Gesichte der Sehenden nichts anders sind und seyn können, als subjective Objecte, keine selbstständige persönliche Wesen; zweitens muß er die Probe ablegen, daß (man merke wohl!) ein Christ, welchem Christus verkündigt ist, durch die bloße Anstrengung seiner Kräfte sich zur gänzlichen Wiedergeburt seiner Natur, zur vollen Freyheit des Wahrnehmens und Wirkens fördern und so in den Himmel schon auf Erden anhaltend versetzen könne. Der Verf. läugnet zwar den Beystand der göttlichen Gnade nicht; aber daß der Mensch nur in der Kraft Christi, des Wiederbringers und nicht blos des Vorbilds (s. S. 156 f. u. anderwärts), so weit gelangen könne, das leuchtet nicht klar genug aus seinen Vorschriften hervor, die übrigens mancherley Seltsames und Unverständliches enthalten. Denn die praktische Selbsterkenntniß, die der Verf. anempfiehlt, um den Himmel zu erreichen, so viel Wahres auch darin liegt vermöge der christlichen Pflicht der Selbstbeherrschung und des muthigen Kämpfens und

Mitwirkens, scheitert wieder an den damit vermengten Hypothesen oder problematischen Vorstellungen, und die Psychologie des Verf. ist so unausgebildet, namentlich die Begriffe von Geist und Seele so wenig darin geschieden, daß wir sehr zweifeln, er baue auf feste und von ihm selbst genugsam erprobte Grundlagen; daß er aber mit seinem System die ganze pneumatische Wahrheit umspannt, stellen wir aufs entschiedenste in Abrede.

Auch von moralisch-christlicher Seite verdient dasselbe einige Mißbilligung, indem sein psychisch-magischer Egoismus den natürlichen Hochmuth nährt. Die Sünde und deren eigentliches Tilgungsmittel tritt hier in Schatten. Alles wird hier Ich; am Ende muß die Gottheit selbst eine Handlung des Innern wie im skeptischen Idealismus werden. S. 103 erscheint der Caroline Ruppert am Schluß der psychischen Cur das Bild ihrer verstorbenen Mutter. Ihr Rathgeber und Lehrer sagt: „Jetzt sind wir am Ziele! Sie haben Ihr Ich in seinem Ursprung, im Bilde Ihrer Mutter gesehen; nun dürfen wir frohlocken und die Wunder des Schöpfers preisen.“ Außer dem tropischen Witz ist hier nichts von Bedeutung; denn das Ganze ist Poesie, und die Erklärung Hypothese, aber in der That eine solche, die zu schädlichen Auswüchsen führen kann. Wir fragen auch wiederholt: Sind das die angekündigten Erscheinungen von Verstorbenen, durch welche Silbert der Unsterblichkeit gewiß werden soll? Wenn sie das Ich sind, so sind sie keine Zeugen für das Ich. Es wird also hier das Gegentheil von der Aufgabe bewiesen. Denn wer wird daraus, daß ihm wissentlich nur vorkommt, als gehe

er mit Verstorbenen um, den Schluß ziehen, daß folglich die Verstorbenen fortleben?

Vielleicht sind wir zu unweise. Wenn wir aber das Subject anerkennen, so verlangen wir auch das Object, und die Kräfte und Symptome des Subjects können nicht zahlloser seyn, als die Bestandtheile und Möglichkeiten des Objects. Der Mensch ist eine Welt im Kleinen, aber die Welt ist eine im Großen. Der Verf. hat die ganze Welt nicht gesehen, am wenigsten die ganze unsichtbare; die Bibel aber, die uns über die ganze Welt viel sagt, versteht er nach seinem vorgefaßten System. Darum bedauern wir, daß durch das Gute in solchen Büchern das Falsche einen Schein gewinnt. Der „Schlüssel zur Geisterwelt“ war uns einigermaßen lieber; aber auch hier liegt viel Gutes und Wahres zerstreut vor. Wir sagen nicht, daß der Verf. alles geistige Object läugne, denn S. 37 heißt es: „der reine Geist kann sich mit andern auch in der weitesten Entfernung in Berührung setzen“ — aber eben deßwegen leidet seine Darstellung an einer Unklarheit, welche kaum lösbare Widersprüche mit sich führt, indem eins das andere wieder aufhebt. Die Schreibart ist meist schön und manchmal sententiös, wie S. 41: „Der Mensch geht an dem Lichte vorüber und sucht die Nacht, damit er Ursache findet, über Finsterniß zu klagen“. S. 143 ist wohl gesagt: Woran erkennt der Mensch die Wiedergeburt? Antwort: An seiner Lebensweise, wenn er sich ändert und aus dem Zeitlichen ins Ewige übergeht. Aus der Veränderung seiner Gesinnung, wenn er nur an Ewigem und Unwandelbarem Lust hat, und alles Vergängliche als Durchgang

betrachtet, worin er sich prüfen, sammeln und läutern kann. An den neuen Sinnen, die in ihm sich zeigen" u. s. w.

Wir wollen nicht weitläufiger seyn. Es sind zwey Fälle möglich: entweder hat der Verf. auf seinem praktischen Wege Erfahrungen gemacht, wovon er das vermeinte Resultat in seinen beyden Schriften in Erzählungen, Gesprächen, Briefen und Bemerkungen niederlegt; oder er hat keine eigenen Erfahrungen des neuen Wunderlebens der Menschennatur, das er als das Ziel des Daseyns darstellt, wenigstens keine weitreichende gemacht, sondern seine Schriften enthalten mehr eine problematische Theorie, auf subjective Wahrscheinlichkeit, aber mit redlichem Willen gebaut. Im erstern Fall kann er nicht behaupten, daß seine psychisch-magischen Experimente und die daraus herzuleitenden Lehrsätze das Ganze der Wunderwahrheit seyen; im zweyten Fall wird er noch mehr wie in jenem eines ergänzenden Studiums bedürfen. Daß er dessen bedarf, kann ihm unter andern derselbe Kanon der Wahrheit sagen, den er bald mit Recht, bald mit augenscheinlichem Unrecht, für seine Meinungen anführt.

Endlich aber wünschen wir sehr, daß diese Art der Wiedergeburt, welche mehr auf die Kräfte des Seelischen und Körperlichen als auf die Heiligung des Willens hinzielt, nicht so allgemein und unbedingt als Ziel des menschlichen Bestrebens auf Erden empfohlen werden möge, weil jedenfalls, auch nach der Bibel (s. 1 Kor 12, 29. 30), nur Wenige dazu berufen und mit den nöthigen Mitteln versehen sind, und weil diese Lehre allzusehr der Wun-

dersucht schmeichelt, um nur heilsam und nicht schädlich werden zu können. In die Schule des heiligen Geistes mit Gebet, Geduld und Stille, auch allerdings kämpfend einzugehn, ist der allgemein gute Weg, auf welchem Jeder seine Aufgabe und zuletzt die Seligkeit findet. Wir beziehen uns auf die vorige Recension.

— y —

Biographische Skizze eines Sehers.

Johannes L. war den 6. Januar 1767 in St. geboren. Sein Vater war Johannes L., Schuster und Bürger daselbst; seine Mutter hieß Anna Maria geborne B. Ihr Sohn wurde mit vieler Sorgfalt erzogen und hatte die sogenannten Kinderkrankheiten glücklich überstanden; wurde aber im Jahr 1772, dem fünften seines Alters, von der rothen Ruhr ergriffen, in welcher die bei solchen Krankheiten gewöhnlichen Mittel, wiewohl ohne den erwarteten Erfolg, angewendet wurden. Als einst dieses kranke Kind nach einem Fieberanfalle die Augen schloß und anfing zu sprechen, hielt man seine Rede für ein bloßes Faseln und eine Wirkung der Fieberhitze: die Eltern erstaunten aber nicht wenig, als dieses Kind mit schwacher aber vernehmlicher Stimme verschiedene Mittel vorschlug, die man ihm geben sollte, um seine verlorne Gesundheit wieder herzustellen. Da diese Mittel unschädlich zu seyn schienen, so entschlossen sich die Eltern des Knaben, ihm dieselben zu geben, und bemerkten mit Vergnügen, daß ihr Kind durch deren Gebrauch in kurzem wieder vollkommen hergestellt wurde. Die Eltern dieses Knaben dankten dem Herrn für die Erhaltung dieses

lieben Kindes, und bewahrten alles Vorhergegangene in ihrem Herzen; und als ihr Söhnchen im 10. Jahre seines Alters, nämlich im Jahr 1777 von einem hitzigen Fieber überfallen wurde und in einem anscheinenden Schlafe seine Eltern abermals bat, ihm die von ihm angezeigten Mittel zu geben, welches nun, ohne die mindeste Bedenklichkeit vollzogen wurde, so genas der Kranke, ohne alle ärztliche Hülfe.

Eben so handelten seine Eltern, als der junge L. im 17. Jahr seines Alters, im Jahr 1784, wieder an einem hitzigen Fieber litt, und erfuhren mit Dank gegen Gott, den Herrn des Lebens, daß er durch die von ihm vorgeschriebenen Mittel bald genas. Die L'schen Eheleute, die sehr verständige, aber in wissenschaftlichen Kenntnissen unerfahrene Leute waren, bemerkten zwar wohl, daß die Organisation ihres Sohnes etwas Besonderes darböte, wußten aber nicht, wie sie seinen Zustand benennen sollten: unter den ihnen bekannten Gemüthszuständen, welche dem ähnelten, die ihr Sohn bisher nur in einem kranken Zustand äußerte, fanden sie das Schlafwandeln; und so wurde dann jener für einen Schlafwandler gehalten, der zwar nicht im Schlafe wandelte, wohl aber in seinen Krankheiten im Schlafe, wie ein Wachender, redete und die ihm zuträglichen Heilmittel vorschrieb. Von dieser Vorstellung befaßt, blieben sie bei jedem Anfalle von Krankheit ihres Sohnes ruhig und getrost und verließen sich auf den allerbarmenden Vater, der diesem, durch sein Nachtreden, ein langes Leben zugesagt habe. Doch überfiel sie einige Besorgniß, als im Jahr 1794

eine brandartige, ansteckende Bräune in St. regierte, an welcher viele Leute starben: denn auch ihr lieber Sohn wurde im 27. Jahre seines Alters von dieser pestartigen Krankheit überfallen.

Die Eltern verfertigten nun begierig die Heilmittel, die ihr Nachtredner, sogleich im Anfange der Krankheit, zu seiner Heilung angab, und die ihn in wenig Tagen wieder völlig herstellten.

Allein im Jahr 1799 gewann das vermeinte Schlafreden eine andere Gestalt. Im 32. Jahre seines Alters besuchte unser Schlafredner eine seiner Bekannten, nämlich die Jungfer T., Tochter eines Pastetenbeckers, welche immer kränkelte. Dieselbe wohnte in einem Brauhaus, das an einen Wassergraben stoßt, über welchen man vermittelst eines Brückchens zu diesem Hause kömmt; welches Brückchen man aber, selbst von der Wasserseite, nur dann erblicken konnte, wenn man sich an eines der an dieser Seite angebrachten Fenster begab. Während dem nun L. sich mit der Jungfer T. unterhielt, überfiel ihn, ganz unerwartet am hellen Tage, in einem Zimmer des obern Stockwerks, worin er und seine Bekannte so weit von den Wasserfenstern entfernt waren, daß sie das Brückchen unmöglich sehen konnten, ein scheinbarer Schlaf, in welchem er sagte: „Es geht ein Mann über das Brückchen mit einem Kessel Milch auf dem Kopfe, die unverfälscht ist". Die Jungfer T. stand sogleich auf, lief an das Wasserfenster, öffnete es, und erblickte wirklich in demselben Augenblicke einen Mann, der einen Kessel mit Milch auf dem Kopf trug, und

auf bemeldtem Brückchen über den Graben auf ihr Haus zukam. Jungfer T. wunderte sich sehr über dieses sonderbare Sehen ihres Gesellschafters: sie würde jedoch dieses Sehen mit geschlossenen Augen für ein gewöhnliches Traumreden gehalten haben; wenn das genaue Eintreffen der Aussage des Johannes L. sie nicht auf den Gedanken gebracht hätte, daß dieser zu der Classe mehrerer hiesigen Personen gehören könnte, die man durch magnetische Behandlung in einen schlafähnlichen Zustand versetzt, in welchem sie den innern Leibeszustand der Kranken und die Mittel sehen, welche zur Heilung oder doch Linderung und Besserung des kranken Zustandes am besten geeignet wären, welche Personen man Hellsehende nennt. Diesen Zustand des Hellsehens nannte man damals eine magnetische Crise: obgleich der Ausdruck Crise in der Arzneiwissenschaft nur gebraucht wird, um eine entscheidende Veränderung zu bezeichnen, die dem Kranken zur Besserung verhilft, oder ihn dem Grabe nähert. Dem sey nun wie ihm wolle, so beobachteten die Verwandten und Bekannten unsers Sehers über diese seine Organisation, welche man für einen krankhaften Zustand hielt, dessen Bekanntmachung ihn in seinem zeitlichen Fortkommen hindern könnte, noch Jahre lang ein tiefes Stillschweigen, und betrachteten die Sache als ein Familiengeheimniß, das aber nach und nach in der Stadt ruchbar wurde. Im Jahr 1802, dem 33sten seines Alters, verheyrathete sich Johannes L. mit Maria Luise Odilie B., einer Kaufmannstochter, mit welcher er drei Kinder erzeugte, wovon noch zwei erwachsene,

ein Sohn und eine Tochter, am Leben sind. In demselben Jahre erfuhr ein gewisser Kräuterhändler, Namens Kr., der eine Jungfer W. magnetisirte, im Einverständnisse mit derselben ein Gewerb mit ihrem Hellsehen trieb, und durch ihre in der sogenannten Crise verordneten Mittel manche Kranke, um Bezahlung, heilete, daß unser L. ebenfalls solcher Crisen fähig wäre, suchte und fand bald Gelegenheit mit ihm bekannt zu werden. L. ließ anfänglich willig sich eine Zeitlang von Kr. magnetisiren, der ihm auch eine kleine Entschädigung für den Zeitverlust zukommen ließ, die er sehr bedarf, da er sein Brod durch Schustern verdienen mußte. Allein nach einiger Zeit machte der Magnetismus des Kr. einen so widrigen Eindruck auf L., daß er dieß seiner Gattin entdeckte, und, wiewohl gegen ihren Rath, seinen Magnetiseur plötzlich verabschiedete, und ihn durch R. Ki. ersetzte, der sich bekannter Maßen auch mit Magnetismus abgab, aber, so wie Kr. seine magnetische Behandlung zu einer Finanzspeculation gebrauchte; und da Ki. befürchten mußte, daß die harte Schusterprofession, den ohnehin nicht sehr stark gebauten Körper dieses Sehers zu sehr schwächen könnte; so rieth er L. seine körperliche Arbeit aufzugeben, und bloß von Consultationen für Kranke zu leben: weil, wie er sagte, die Leibesarbeit der Geistesarbeit hinderlich wäre; welchen Rath auch L. im Jahr 1803 befolgte, aber auch bald bemerken mußte, daß die vielfältigen Magnetisirungen, um den Kranken Rath zu ertheilen, den äußern Menschen schwächten; wodurch ihm die Rückkehr zu der Ausübung seiner Handarbeit erschwert und endlich un-

möglich wurde; so daß er keinen andern Verdienst mehr hatte, als die freywilligen Gaben, welche die Erkenntlichkeit ihm opferte. Die Verbindung mit seinem zweiten Magnetiseur Ki. lösete sich, nach einiger Zeit eben so auf, wie bei seinem ersten Magnetiseur. L. fühlte nämlich einen so heftigen Widerwillen gegen ihn, daß er denselben zuerst im magnetischen Schlafe, und dann auch wachend nicht mehr leiden konnte: er verwarf ihn demnach, wie seinen Vorgänger. Noch vor der Verabschiedung des Ki. bekam dieser von Hrn. Hofrath Böckmann in Carlsruhe den Auftrag, L. über den Zustand der Gräfin von Hochberg zu befragen. Dieser Seher erklärte in seinem magnetischen Schlafe, daß dieselbe schwanger wäre, und glücklich mit einem Sohne niederkommen würde. Als nun diese Vorhersagung eingetroffen war, kam Hr. Hofrath Böckmann selbst zu L. und consultirte ihn für sich selbst. Während der Verbindung des L. mit Ki. magnetisirte dieser auch Jungfer Barbara R., die einen großen Zulauf von Kranken hatte, welchen sie Heilmittel angab. Voll Vertrauen in die Gabe dieser Seherin, wünschte die kranke Frau B. eine Consultation von ihr zu erhalten. Sie berief daher die obbemeldte Jungfer T., welche selbst kränklich war, sich in dürftigen Umständen befand, und deßwegen viele Wohlthaten von der Frau B. genoß. Von dieser Jungfer T. erfuhr letztere, daß niemand besser ihren Auftrag befolgen könnte, als L., weil er selbst ein sogenannter Schläfer wäre. Frau B. ließ ihn deßwegen durch gedachte Jungfer T. zu sich berufen, und gab ihm das nöthige Geld, um die R. in Gegenwart der Jungfer

T. zu befragen. Als aber L. zu jener Seherin kam, sagte sie ihm, im magnetischen Schlafe: „Warum kommst du zu mir: du bist ja auch, was ich bin, und du wirst, wann ich nicht mehr bin, groß werden. [1]) Du kannst ihr (der B.) helfen; du wirst noch einen großen Schatz haben". [2])

1) Diese Vorhersagung ist buchstäblich erfüllt worden: denn die Seherin R. ist schon seit mehrern Jahren gestorben; und die Gabe des Sehers L. hat sich sehr vergrößert; so daß er von vielen auswärtigen Gegenden her um Rath gebeten wird.

2) Auch diese Aussage hat sich bestätiget. L. sieht nicht bloß das Innere seiner Kranken; welche Gabe er in einem so hohen Grade besitzt, daß die Gegenwart derselben nicht immer nöthig ist: ein Kleidungsstück, das der Kranke zuletzt getragen, ja ein kleines auf dem bloßen Leibe getragenes Läppchen eines beliebigen Zeugs, nebst der Angabe des Tauf- oder Beschneidungs-Namens und des Alters sind hinreichend, um ihm die abwesende Person zu vergegenwärtigen und ihren Körper zu durchschauen; sondern er sieht auch oft andere dem leiblichen Auge verborgene Dinge, z. B. vergrabene oder vermauerte Schätze: er zeigt sie aber nur den rechtmäßigen Eigenthümern an. Vor etlichen Jahren wurde er von einer sehr reichen Erbin befragt: ob alles zur Erbschaft ihres Bruders gehörige Gold und Silber inventirt worden sey oder ob noch Etwas davon verborgen wäre? L. zeigte hierauf in seiner Entzückung zwei Orte an, wo der Verstorbene, vermuthlich in einer gewissen Kriegszeit, für 9280 Reichsgulden an Gold, Silber und Juwelen hatte einmauern lassen. Wenn aber Fragen an den Seher L. gerichtet werden, die auf bloßer Neugierde oder auf Eigennutz beruhen; so pflegt er gewöhnlich die Fragenden zu bestrafen, und sie zur Gottseligkeit zu weisen. So wurde er einst, in der Entzückung befragt: ob nicht in dem Wohnhause der fragenden Person ein Schatz verborgen wäre, dessen Daseyn auf Geistererscheinungen beruhen sollte? „Ja! (antwortete L.) Ich sehe

Zu derselben Seherin R. begab sich einst die Pfarrwittwe H., um sie für ihren kranken Sohn zu consultiren, welcher auch durch den Rath der R. wieder hergestellt wurde. Während der Zeit, als N. Ki. den Seher L. magnetisch behandelte, machte dieser durch jenen die Bekanntschaft dieser Pfarrwittwe und besuchte sie oft. Ihr verständiges und ehrbares Betragen gefiel ihm so sehr, daß er sie bewog, die Stelle des verabschiedeten N. Ki. bei ihm zu versehen, um ihn in die sogenannte Crise zu versetzen: es fiel ihm jedoch beschwerlich, sich immer an fremde Personen wenden zu müssen, um zum Hellsehen zu gelangen; und während einer solchen Crise bemerkte er seiner Gattin, daß sie ihn eben so gut magnetisiren könnte, wie diese Wittwe, und ihre Vorgänger, und belehrte sie, wie sie sich dabei zu benehmen hätte. In der Folge ließ er sich auch manchmal von seinen Kindern magnetisch behandeln.

Von den verschiedenen Heilungen, welche durch die Vorschriften L. geschehen sind, die er in seinen magnetischen Crisen ertheilte, und welche dem Verfasser dieser biographischen Skizze bekannt worden sind, will derselbe nur folgende anführen.

---

ihn: aber du würdest dir vergebliche Mühe geben, ihn aufzusuchen; ich darf dir nicht sagen, wo er verborgen ist: es wäre dir nicht gut, ihn zu besitzen.» Eine schärfere Strafpredigt erhielt eine andere Person, die L. zumuthete, ihr gewinnende Nummern zum Satze in eine Zahlenlotterie anzugeben. Aus diesem Benehmen läßt sich auch auf die Moralität dieses Sehers schließen.

Der hiesige geschickte Arzt Doktor R. konnte die entferntere Ursache einer besondern Krankheit nicht entdecken: L. wurde darüber in Gegenwart des Leidenden befragt, und antwortete in einer ihm gegebenen Crise: daß der Kranke vor einem Jahr in einem nassen Schilf herum gewadet wäre, wodurch er den Grund zu seiner Krankheit gelegt hätte. Der Kranke besann sich lange: endlich erinnerte er sich, daß er in einer sumpfigen mit Schilfgras bewachsenen Gegend gejagt, und daß ihn ein in der Nachbarschaft sich befindlicher Bauer vor diesem Gange gewarnt hatte, mit der Bemerkung, daß dieses nasse Schilfgras wie ein Gift auf den Menschen wirke, der darin herumwandelte; welcher Warnung aber der Jäger kein Gehör gab. L. schlug hernach die Mittel vor, welche die Heilung dieses Jagdliebhabers bewirkten.

L. unterwarf sich den magnetischen Behandlungen bis ins Jahr 1823. In dieser Zeit ging eine wichtige Veränderung in dem Zustande seines Hellsehens vor. Der K. R. Staatsminister Herr von A. befand sich nebst seinem Schwager dem Freyherrn von N in St. Die anhaltende Krankheit des erstern, welche mit einer merklichen Schwäche in allen Gliedern und einer großen Empfindlichkeit gegen Kälte bestand, bewegte seine Freunde, ihm Zutrauen in die Vorschriften des Sehers L. einzuflößen. Als kluger Staatsmann, noch mehr aber als geförderter Christ und großer Freund der Brüdergemeinde, welche die Sehersache gering schätzt, wollte er vor allen Dingen genau erforscht wissen, von welcher Beschaffenheit das Hellsehen des vorgeschlagenen Sehers wäre. Man

ließ deßwegen diesen in einen kleinen Cirkel von christlich gesinnten Personen zu B. W. kommen, und befragte ihn über den Ursprung seines Hellsehens und die Mittel, deren man sich bediente, um ihn in die sogenannte Crise zu versetzen, worin er nicht nur die Krankheiten, sondern auch die zu deren Heilung passendsten Heilmittel sähe. Nach dieser scharfen Prüfung ergab sich, zur Freude aller Anwesenden und zum Troste des nach Hilfe schmachtenden Kranken, daß L. die Gabe des heiligen Geistes, gesund zu machen, (wörtlich: Gnadengabe der Heilungen) besäße (1 Corinth. 12, 9.), welche sich einerseits von der in der nämlichen Stelle beschriebenen Gabe des (wunderthätigen) Glaubens (1. Corinth. 12, 10. Cap. 13, 2. Apostelg. 3, 2 ff. Cap. 9, 33 ff. Cap. 14, 8 ff. Cap. 19, 12. Cap. 20, 9 ff. Cap. 28, 8. 9.) unterscheidet, durch welche Gabe die gänzliche Herstellung der Gesundheit bewirkt wird; da hingegen die Gabe gesund zu machen nur die besten Heilmittel darbietet, die Krankheit zu heben, oder doch den Schmerz, bis zur Todesstunde, zu lindern [1]), andererseits der wissenschaflich ärzt-

---

1) So kann der Verfasser dieses Aufsatzes folgendes Beispiel anführen. Auf eine dringende Bitte der Anverwandten eines Schusters, der sich durch Ausschweifungen eine unheilbare Schwindsucht zugezogen hatte, versetzte ich den Seher L. in Entzückung, und bat um seinen Rath. Er gab mir ihn folgendermaßen: „Sage ihm, das Grab winkt dir; es ist hohe Zeit, daß du dich von deinem gottlosen Wesen bekehrest, und dich zum Herrn wendest, um Vergebung deiner Sünden zu erlangen. Du verdienetest hülflos deinem Schicksal überlassen zu werden: doch will der Herr, daß ich dir, in Hoffnung deiner Bekehrung, zu Linde-

lichen Behandlung darin ähnlich ist, daß sie gewöhnlich körperliche Heilmittel verordnet; sich aber dadurch von der gelehrten Heilart unterscheidet, daß der Arzt aus den Zufällen der Krankheit auf den Sitz des Grundübels schließt; wobey auch der geschickteste Arzt sich irren kann, und leider sich schon oft geirret hat [1]). Der Besitzer der Gabe gesund zu machen hingegen sieht den Sitz des Grundübels und ist hierin vor Irrthum gesichert. Auch in der Wahl der Heilmittel findet sich ein großer Unterschied zwischen dem Arzte und dem Seher. Jener gründet die Wahl derselben auf den Vernunftschluß: „Dieses oder jenes Mittel hat in so viel tausend Fällen geholfen, wie es mir aus eigener oder fremder Erfahrung bekannt ist; es wird folglich auch in dem mir vorliegenden Falle helfen". Der Seher aber bedarf

---

rung deiner Schmerzen, noch folgendes Heilmittel vorschreibe". Dieses bestand in einer Brühe, welche die heftigen Schmerzen des Kranken so sehr linderte, daß er Hoffnung schöpfte, durch Fortsetzung des Gebrauchs dieses Mittels, in kurzem wieder gesund zu werden; ob er gleich wenige Tage nachher starb.

1) Vor einigen Jahren starb hier ein junges lediges Frauenzimmer, welches von einem geschickten, besonders in Heilung der weiblichen Krankheiten berühmten, Arzte behandelt wurde. Die Zufälle der Krankheit jenes Frauenzimmers deuteten auf eine kranke Lunge und der Arzt richtete die Heilmittel nach dieser Anzeige. Die Kranke starb, und der untröstliche Vater ließ Kunstverständige berufen, die den Leichnam öffneten, und zu ihrem Erstaunen die Lunge gesund, und die Ursache des Todes in dem Unterleibe fanden. Der Vater der Verstorbenen behandelte den Arzt, der seine Tochter aus Irrthum unrichtig behandelt hatte, auf eine sehr beschimpfende Art; wie wenn jeder Arzt mit Unfehlbarkeit begabt seyn müßte.

dieses Schlusses nicht; er sieht, so wie den Sitz der Krankheit, so auch die besten Mittel und deren erforderliche Gaben (Dosen) nach Hand- und Fingergriffen oder nach dem Gewichte und nach den bey trocknen und flüssigen Bestandtheilen gebräuchlichen Hohlmaßen.

Da aber unter den meisten, selbst geförderten Christen die Meynung herrscht, daß die außerordentlichen Geistesgaben, die vorzüglich in dem 12. 13. und 14. Capitel des 1. Briefs Pauli an die Corinther angezeigt sind, heut zu Tage nicht mehr Statt fänden; so ist es begreiflich, daß man das Hellsehen des L. dem damals im Schwunge gehenden thierischen Magnetismus zuschrieb, ihn unter gebildeten Personen einen magnetischen Somnambulen, unter dem gemeinen Volke aber einen Schläfer hieß, und ihn an die Reihe etlicher mehr oder weniger magnetisch hellsehenden hiesigen Frauenspersonen anschloß, die mit ihren sogenannten Crisen ein ziemlich einträgliches Gewerbe trieben. [1])

Sogleich man nun in jenem kleinen Freundschaftsvereine

---

1) Für Leser, welche nicht gründlich von den verschiedenen Arten des Hellsehens unterrichtet sind, könnte es nothwendig seyn, zu bemerken, daß der höhere Magnetismus, welcher von gottesfürchtigen Personen, mit Andacht, glaubigem Herzen und Gebet verrichtet wird, mehr durch das Erweckungs-Mittel, als durch die dadurch hervorgebrachte Wirkung, sich von dem Hellsehen durch bloße Einsegnung zu unterscheiden scheint, wie dies aus den von Meyerischen, Eschenmeyerischen, Kieserischen, Neesischen, Wienholtischen, Gmelinischen, Kernerischen und andern in dieses Fach gehörigen Schriften zur Genüge erhellet.

zu der festen Ueberzeugung gelanget war, daß L. bisher blos aus Unwissenheit, durch magnetische Behandlung, in seine Crisen gebracht worden war, und man das ächte Mittel fand, L. nicht in eine körperliche Crise, sondern in eine geistische Entzückung zu setzen, durch Händeauflegung, nach der Vorschrift Pauli (1 Tim. 4, 14. Cap. 5, 22.) oder durch Gebet, um Oeffnung des Seelenauges (2. Kön. 6, 17.); so wurden beyde Mittel angewandt, und, der Erwartung der Zuschauer entsprechend, ward L. sogleich hellsehend und lobete den Herrn.'

Hierauf ergriff er den kranken Staatsminister bey der Hand, beschrieb seine Krankheit auf das pünktlichste und schrieb dem Kranken verschiedene Heilmittel vor. Unter den Vorschriften des Sehers befand sich auch der Gebrauch eines Mineralbads, das er noch nie mit dem leiblichen Auge gesehen hat, wovon er aber den Namen nicht sogleich anzugeben vermochte, und um ihn zu suchen, nachdenkend inne hielt. Wir baten ihn deswegen uns die Gegend des Badorts zu beschreiben; worauf er sagte: „Ich sehe dieses Heilbad in einer angenehmen etwas bergigen Gegend liegen, an einem Berge, auf dem ich ein altes zerfallenes Bergschloß erblicke. Bey dem Badorte befinden sich Trümmer uralter Badegebände, die sehr schön gewesen seyn müssen; in der Tiefe des unteren Thals sehe ich einen Teich. Dieses Heilbad liegt jenseits des Rheins, nahe an demselben, ungefähr 4 Stunden von Freiburg und eben so weit von Basel.

Ich rieth sogleich auf Badenweiler im Großherzogthum Baden, wo sich Ruinen des alten badischen Bergschlos-

ses, das den Herzogen von Zähringen gehörte, so wie auch merkwürdige Ueberreste eines römischen Bades befinden; und gab L. den Namen dieses Bades an: „Ja (sagte er) dies ist es.“ H. von A. begab sich auch wirklich an diesen Ort, um die ihm von L. vorgeschriebenen Bäder zu gebrauchen, die, von andern von L. verordneten Mitteln unterstützt, seine zerrüttete Gesundheit so gut wieder herstellten, daß er in kurzer Zeit seine weite Rückreise in die K. Residenzstadt, woran ihn sein gebrechlicher Gesundheitszustand hinderte, ohne die mindeste Schwierigkeit, unternehmen konnte.

So wie L. durch *bloßes Einsegnen*, ohne magnetische Behandlung in Entzückung gesetzt worden war; so wurde er auch ebenfalls ohne eine magnetische Behandlung, im Namen des Herrn, außer Entzückung gesetzt, oder, wie die Magnetisten zu sagen pflegen, *aus der Crise aufgeweckt*.

Und da, wie dies den Kennern des höhern Magnetismus bekannt ist und traurige Erfahrungen hierin übereinstimmen, es für den Leib und die Seele des Menschen gefährlich werden kann, sich von jeder Person, deren Charakter man nicht genau kennt, magnetisiren zu lassen; so befolgte L., ohne die mindeste Bedenklichkeit dagegen zu äußern, von Stund an, den wohlgemeinten Rath, in Zukunft nicht mehr durch Magnetismus sich sogenannte *Crisen* geben zu lassen, ob er gleich diesen den meisten seiner Mitbürger angewöhnten Ausdruck noch jedem seinen Rath suchenden Nichtkenner der Natur seines Hellsehens gestattet; sondern sich nur von ihm wohlbekannten glaubi-

gen Christen einsegnen, und hernach durch Gebet aus der Entzückung setzen zu lassen. In diesem Vorhaben wurde auch bald hernach L. durch eine andere, hellsehend weissagende Person bestärkt; indem ihm diese in einer Entzückung verkündigte, daß der Herr seine Gaben verstärken würde, wenn er ihm, ohne sich dem gemeinen Magnetismus zu unterwerfen, in kindlichem Glauben und ungeheuchelter Treue nachfolgen wollte. Diese Verstärkung ist nun, nach dem einmüthigen Zeugnisse aller seiner Freunde und Bekannten, eingetroffen; sein Blick ist sicherer und fester geworden und von dem ungewissen magnetischen Herumtappen, wovon ich vormals selbst Zeuge war, ist keine Spur mehr vorhanden; ob es gleich manchem Unglaubigen so scheinen möchte, wenn etwa L. das dem Rath Begehrenden auffallenste sichtbarste und fühlbarste Symptom der Krankheit nicht sogleich, oder auch gar nicht angibt: weil eben dieses Symptom nicht der Grund der Krankheit, sondern eine bloße Folge derselben ist, deren Grund oft im Innersten verborgen ist, und weil der Herr dem Seher nicht immer erlaubt, denselben Grund dem Kranken oder seinen nächsten Anverwandten bestimmt anzugeben, um keine schädliche Angst zu erregen; besonders, wenn das Uebel unheilbar oder gar tödtlich ist; obgleich in einigen Fällen der Herr dessen Offenbarung um Sünder zur Buße zu leiten, manchmal dem Seher gestattet, oder gar gebietet; wovon ich oben ein Beyspiel angeführt habe.

Seit der Verabschiedung aller Magnetisten sind auch die von ihm vorgeschriebenen Heilmittel so genau den von

ihm erkannten Krankheiten angepaßt; daß selbst berühmte Aerzte ihn in unheilbar scheinenden Krankheiten, — entweder selbst befragten, oder durch vertraute Personen befragen ließen; wovon ich ebenfalls oben ein Beyspiel gegeben habe, welchem ich noch ein anderes beyfügen will. Schon vor etlichen Jahren hat ein hiesiger, durch seine Kenntnisse [1]), seinen Eifer, seine Unterstützung der Armen, und seine christliche Liebe ausgezeichneter Arzt den Seher L., durch Vermittelung einer seiner Freunde, insgeheim [2]) wegen eigenen kränklichen Umständen befragt, die ihm in seinem großen praktischen Wirkungskreise hinderlich waren. L. sagte ihm: „Lieber Doctor! an deiner Erhaltung ist dem Publicum zu viel gelegen, daß du nicht trachten solltest, deine Gesundheit baldmöglichst wieder herzustellen. In ähnlichen Fällen schickest du deine Patienten in das Markgräfer Bad. Warum thust

1) Seiner Beantwortung einer anatomischen Frage wurde von einer der berühmtesten Akademien der Wissenschaften der Preis zuerkannt. Er hatte auch wichtige Beobachtungen im anthropologischen Fache der Arzneywissenschaft gemacht, wovon er einiges dem Hrn. Professor Eschenmeyer mitgetheilt hat.

2) Nicht nur für sich, sondern schon vor seiner letzten Krankheit, ließ dieser Arzt, durch einen seiner Freunde, mehrmalen den Seher L. für Leidende befragen, bei welchen die gewöhnlichen Heilmittel fruchtlos blieben. Da aber jener, wie begreiflich, die Vorurtheile mancher seiner Kranken, noch mehr aber der Gelehrten, Aerzte und Nichtärzte, als kluger Menschenkenner, schonen mußte; so suchte er alle nur erdenkliche Mittel anzuwenden, um den Gebrauch jenes Sehers und die Hilfe dazu, welche seine Freunde, als Mittler leisteten, mit einem dichten Schleier zu umhüllen.

du dies nicht für dich selbst"? Der Arzt antwortete: „Ich kann nicht, meine Kranken erfordern meine Gegenwart." Der Seher: „Aber 20 Tage lang kann ja einer deiner Freunde deinen Dienst versehen." Der Arzt: „Das Zutrauen zu einem andern Arzt kann ich nicht gebieten. Ich will 8 Tage lang eine Lustreise machen, dies mag das Mineralbad ersetzen." Der Seher: „Eine solche Reise wird dir allerdings heilsam seyn: aber das Bad kann sie nicht ersetzen. Doch will ich dir ein Kräuterbad angeben, das den Fortschritten deiner Krankheit vorbeugen kann; dich aber nicht ganz herstellen wird." Dabey blieb es für das erste Jahr. Dieselbe Scene wiederholte sich noch 2 Jahre lang, und L. bestand unwiederruflich auf seiner Badecur, die jedesmal der Doctor mit einer kleinen Lustreise, wiewohl vergebens, zu erfüllen suchte, ob ihm gleich L. mit wehmüthiger Stimme die Gefahr darstellte, welcher er sich durch seine Weigerung, das angezeigte Mineralbad zu gebrauchen, aussetzte. Der Krankheitsstoff des Arztes nahm aber endlich so überhand, daß letzterer seinen Freund bat, den Seher L. zu wiederhohlten Malen zu ihm zu führen und in Entzückung zu setzen. Bey jeder Sitzung führte der kranke Arzt die Feder, um die Angaben und Vorschriften des Sehers genau aufzuschreiben, die er der Beurtheilung seines Busenfreundes, eines durch Schriften und Praxis berühmten Lehrers der Arzneywissenschaft, vorlegte, welcher dieselben, so wie der Kranke selbst, den vorliegenden Umständen gemäß, anwendbar fand. Allein der verspätete Gehorsam des Kranken konnte die vernachlässigte Badecur nicht

ersetzen; die traurige Ahnung des Sehers verwirklichte sich bald; der liebe Doctor wurde ein Schlachtopfer des Eifers für seine Kranken, und das Publikum verlor einen geschickten treuen Arzt; erhielt jedoch zum Trost, in dessen Erben, einen in Kenntnissen und Charakter ihm ähnlichen Nachfolger, der in den schriftlich verfaßten medizinischen Beobachtungen des Verstorbenen einen reichen Schatz von wissenschaftlichen Kenntnissen gefunden haben wird.

Glücklicher als die des Doctors fiel eine andere Heilung aus. H. Kl. wurde von einer Wassersucht so heftig überfallen, daß er weder Hände noch Füße gebrauchen konnte. Durch die vorgeschriebenen Heilmittel unsers Sehers wurde er so gut wieder hergestellt, daß er in wenig Wochen wieder ausgehen konnte. Nicht weniger bedeutend war die Heilung einer Brustkrankheit. Eine unserer ehemaligen Mägde litt an einem so hohen Grade von Brustentzündung, daß alle menschliche Hülfe erschöpft schien. Man segnete sie zum Tode ein: allein durch unsers Sehers Rath ward sie in wenig Tagen gänzlich hergestellt und lebt noch. W., einer unserer Freunde, hatte schon mehrere Anfälle von Hirnkrankheiten, wobey Schlagflüsse sich anmeldeten: in wenig Tagen wurde er jedesmal mit Gottes Hülfe, durch den Rath des L. wieder hergestellt. Ich könnte noch eine lange Reihe von merkwürdigen Heilungen anführen, welche durch den Rath dieses Mannes gelangen, um den Grad der Verstärkung der ihm vom Herrn ertheilten Gabe gesund zu machen, zu bezeugen: deren Fortsetzung würde aber wenig nützen, da ich

die Heilmittel nicht anzeigen kann, die er in den verschiedenen Krankheiten vorgeschrieben hatte, wie dies in den durch den Druck bekannten magnetischen Curen geschehen ist. Die Kenntniß der Arzneymittel und ihrer Wirkungen (materia medica), die L. als Heilmittel in dieser oder in jener Krankheit vorgeschrieben hat, würde übrigens nur irre leiten: da dieser Seher derselben Person, in gleichscheinenden Fällen, selten dieselben Mittel vorschreibt; und wenn manchmal der Kranke anfragt, ob er nicht das vorher gebrauchte Mittel wieder ergreifen solle, so verwirft es oft L. mit der Bemerkung, daß die Jahreszeit, die Witterung, die Anhäufung der Säfte in in diesem oder jenem Theile der Eingeweide eine zu große Reizbarkeit oder deren Mangel und Schwäche, kurz die jetzige Organisation des Körpers, die vorhin gebrauchten Mittel nicht vertragen könne. So z. B. verwarf er den Gebrauch des weißen Senfs und des Rhabarbers, welche Jemand in einer gewissen Krankheit große Dienste leisteten, und vertauschte sie bey wieder eingetretener Krankheit gegen einen nicht allzu sauern Lattich-Salat, sammt dessen Wurzeln; dessen Gebrauch vortreffliche Dienste leistete und bald darauf ließ er diese Mittel mit dem Gebrauche des Antigaster Mineralwassers vertauschen. Zum Schlusse der merkwürdigen Curen, die unser Seher leitete, will ich noch eine anführen, die er neulich verrichtet hat. In dem Dorfe J., das eine teutsche Meile von St. entfernt ist, wurde ein Anverwandter von L. mit einem gefährlichen Friesel behaftet. Man holte den Hrn. Pfarrer, der so viel praktische Kenntnisse der

Arzneywissenschaft besaß, daß er aus den Zufällen der Krankheit auf drohende Gefahr schloß, und auf schleunige Berufung eines Arztes drang. Man ließ deswegen sogleich den rühmlich bekannten H. Doctor U. aus St. kommen, der, nach genauer Untersuchung der Krankheit, den Anverwandten des Leidenden erklärte, daß ihm wenig Hoffnung zum Wiederaufkommen des Kranken übrig bliebe. Man sendete deswegen eiligst zu L., der aber seinen Rath versagte, und seinen eigenen Anverwandten an den ihm als sehr geschickt bekannten H. Doctor U. verwies, in dessen Behandlung er sich nicht mischen dürfte, so lange der Arzt den Kranken nicht aufgegeben hat: auch wäre es nicht möglich, den Rath des Arztes mit dem seinigen zu verbinden; da man diesen kindlich glaubend und ausschließlich befolgen müßte, wenn er nicht fruchtlos seyn soll. Trostlos erwartete man nun am folgenden Tage den Ausspruch des Arztes, der, nach genauer Untersuchung der Lage des Kranken, ihn für verloren gab, und seine fernere Besuche für unnütz hielt. Nun überbrachte man eilends dieses Todesurtheil dem geliebten Vetter L., der sich nun des verlassenen Kranken annahm, das Innere seines abwesenden Vetters durchschaute und die erforderlichen Mittel vorschrieb, die der Herr reichlich segnete: denn in wenig Tagen kam der hergestellte Kranke selbst zu L., um ihm für seinen heilsamen Rath zu danken.

Unser Seher, der zu der kleinen Heerde der glaubigen Christen gehört, kennt sehr genau den Unterschied zwischen der Gabe gesund zu machen, womit der Herr ihn begnadigt hat, und der Gabe der Weissagung, und

hat mehreren Reden weissagender Personen beygewohnt. Er selbst aber besitzt diese Gabe nicht; jedoch öffnet ihm der Herr manchmal, unter gewissen Umständen, das Seelenauge, um ihm, durch Träume, und Gesichte, Dinge entdecken zu lassen, die dem natürlichen Auge entzogen sind, (davon ich oben Beyspiele angeführt habe), oder auch um ihn in Verbindung mit dem Geisterreiche zu bringen. So wurde es ihm schon mehrere Male gestattet, unsaubere Geister, welche allerhand Spuck in Häusern trieben oder gar durch ihre Erscheinung deren Innwohner ängstigten, zu vertreiben, oder den Ort anzuzeigen, wo sich die Leichname von Selbstmördern befanden. Vor kurzem vermißte man schon 3 Tage lang einen schwermüthig gewordenen Gärtner. Man befragte L. über den Aufenthalt dieses Mannes, und der Fragende erhielt die Weisung, noch 2 Männer mit sich zu nehmen, um den ertränkten Leichnam, aus dem von dem Seher genau bezeichneten, mit Schilfe bewachsenen, Wassergraben zu holen, wo man ihn finden würde. Dieser Aussage gemäß fand sich der Leichnam des Vermißten an dem angezeigten Orte.

Im Laufe des Monats September dieses 1833. Jahrs kamen 2 Eheleute in tiefer Trauer gekleidet zu dem Seher L. und zeigten ihm an, daß sie so eben eines ihrer beyden Mädchen begraben ließen, und das andere Mädchen hätte, nach der Aussage der Aerzte, dieselbe Krankheit, und würde auch bald sterben; doch wollten Sie morgen es besuchen, und, wenn es nöch am Leben wäre, mit einander consultiren: ob es noch zu erhalten

sey? Da nun sie, die Eltern des Kindes, einen letzten Versuch das Kind am Leben zu erhalten, zu machen entschlossen seyen; so kämen sie zu H. L. um ihn über die Lage des Kindes zu befragen. Der Seher L. ließ sich sogleich von seiner Tochter einsegnen, und sagte diesen niedergedrückten Eheleuten, er sehe das Kind halb tod und unbeweglich liegen: sie sollen aber nur die ihnen vorgeschriebenen äußerlichen und innerlichen Mittel sogleich im Glauben gebrauchen; so würde es besser mit ihm werden. Den folgenden Tag dankten die Eltern dem Seher, und erzählten ihm, daß das kranke Kind, nach dem Gebrauch der von ihm vorgeschriebenen Mittel ruhig geschlafen hätte. Diesen Morgen mußten sie das Kind anziehen. Nun kamen die beiden Aerzte, um eine Consultation über dasselbe anzustellen; sahen aber einander mit bedeutender Miene an, als sie das Kind in der Stube herumspringen sahen, und machten den Eltern desselben die Bemerkung, daß die Natur, durch eine außerordentliche Crise, die Krankheit des Kindes gebrochen und es wieder hergestellt haben müßte; wogegen die Eltern des Kindes nicht die mindeste Bemerkung zu machen sich getraueten; doch in ihrem Innern dankten sie dem Herrn für die gnädige Erhaltung ihres Kindes.

Ich könnte noch viele solche Züge aus dem Leben dieses Mannes anführen, um die Eigenthümlichkeit seiner Seelenkräfte ans Licht zu stellen; das Erzählte mag aber hinreichend seyn, um die Stufe zu bezeichnen, die ihm unter den verschiedenen Hellsehenden gebührt.

Ahnung Humphry Davys von einem Nervengeiste.

Humphry Davys sagt in seinen tröstenden Betrachtungen auf Reisen: „Die Schnelligkeit und unendliche Mannichfaltigkeit der Phänomene der Wahrnehmung machen es äußerst wahrscheinlich, daß sich im Gehirn und in den Nerven eine Materie befinden müsse, welche bey weitem zarter und feiner, als irgend Etwas ist, was durch Beobachtung und Experiment entdeckt worden, und daß der unmittelbare Zusammenhang zwischen dem empfindenden Principe und dem Körper durch eine Art ätherischen Stoffes hergestellt werde, der niemals in die Sinne fallen kann, und sich vielleicht zur Wärme, zum Licht und zur Elektrizität eben so verhält, wie diese Formen oder Erscheinungsweisen der Materie sich zu den Gasarten verhalten. Die Bewegung wird am leichtesten an den wenigst schweren Arten der Materie hervorgebracht; jedoch besitzen unwägbare Agentien, wie die Elektrizität, hinreichende Kraft, um die schweren Körper umzustürzen. Nichts kann meiner Ansicht fremder seyn, als irgend eine Definition dieses Gegenstandes zu versuchen, und niemals möchte

ich mich dem Gedanken Newtons hingeben; daß die unmittelbare Ursache der Empfindungen in Undulationen eines ätherischen Mediums beruhe. Uebrigens ist es mir nicht unwahrscheinlich, daß dem empfindenden Prinzipe irgend eine sehr verfeinerte Maschinerie des Denkens selbst in einem andern Zustande der Existenz anhänge; denn, obschon die Organe der gröbern Empfindungen, die Nerven und das Gehirn, durch den Tod zerstört werden, könnte doch ein gewisses, von mir supponirtes Etwas von ätherischer Natur weniger zerstörbar seyn. Und bisweilen bilde ich mir ein, daß manche jener Kräfte, die man instinktartig nennt, dem verfeinerten Gewande des Geistes angehören. Das Gewissen scheint in der That eine gewisse unbestimmte Quelle zu haben, und dürfte in Beziehung zu einer frühern Existenz stehen." —

Mittheilungen
aus dem
Gebiete des innern Schauens.

I.

Vorbedeutende Träume.

1.

Als ich in E. studierte — es war in meinem dritten Studienjahr — lernte ich im Freimaurerzirkel einen jungen Universitätslehrer Dr. S.[1]) kennen, der sowohl durch sein äußeres, als auch durch sein inneres Wesen Jedermann auf eine wunderbare Weise an sich zog. Er war ein Albino, mit weißem Gesicht, kaninchenrothen Augen, weißen Augenwimpern und Augenbraunen, und schneeweißem etwas lockigem Haare, das seinem gutmüthigen Gesichte, so wie seiner ganzen Erscheinung ein ehrwürdiges Ansehen gab. Flößte schon sein Aeußeres ein eigenes mystisches Gefühl ein, so wurde dasselbe noch mehr durch die Art und Weise gesteigert, mit der er seinen vertrautern Freunden sein Inneres offenbarte. Sein gebildeter Geist und sein tiefes, herrliches Gemüth machte seinen Umgang eben so belehrend als anziehend. Als

1) Es ist derselbe, dessen Schubert in seiner Geschichte der Seele Bd. II. S. 614 in der Anm. erwähnt.

angehender Lehrer der Heilkunde hatte er einen reichen Vorrath an Kenntnissen und sein rastloses Weiterstreben berechtigte zu der Hoffnung, daß er einst in der Wissenschaft ganz ausgezeichnet werden würde. Ich hörte bei ihm Astronomie und Physiologie, welche beide Collegien durch meine Bemühung zu Stande kamen. Dadurch, so wie durch meine damalige Beziehung zur Freimaurerei wurde ich ihm sehr vertraut, so daß wir öfters des Abends auf meiner Stube zusammen kamen und unter traulichen Gesprächen über naturwissenschaftliche Gegenstände zuweilen bis über Mitternacht beisammen saßen. War ich bei ihm auf seiner Stube, so spielte er mir auf dem Violoncell, das er meisterhaft behandelte, vor, und lehrte mich die Sthenographie, in der er sein Tagebuch zu schreiben pflegte. Zuletzt theilte er mir die Geschichte seiner stillen Neigung zu einem trefflichen Frauenzimmer mit, das er leider hoffnungslos liebte. Ich war Zeuge seines großen und rührenden Kampfes, mit dem er dieser Liebe auf immer zu entsagen sich auferlegte. Von nun an war er oft schwermüthig, schrieb noch häufiger in sein Tagebuch, spielte stets im klagenden Moll auf seinem Violoncell und hatte manchmal ein zerstreutes wundersames Aussehen, wobei einem eigen zu Muthe wurde, zumal wenn er eine Thräne niederkämpfte.

Einige Monate zuvor schon, noch ehe er mich mit dieser Angelegenheit seines Herzens bekannt machte, hatte ich, nachdem S. einen Abend auf meiner Stube zugebracht und uns über den Magnetismus etwas vorgelesen hatte, in der Nacht folgenden Traum.

Mir träumte: Ich befinde mich in einer schönen Gegend und ginge auf einen Berg zu, auf welchem ein tempelartiges Gebäude stand. Ich besteige den Berg, trete in das Gebäude ein und gehe eine breite Treppe hinauf; vor einer hohen Doppelthüre stehend, thue ich meine Schuhe ab, öffne die Thüre und befinde mich in einem großen schwarzbehangenen Saal; ringsum sitzen Männer in Freimaurerkleidung; unter ihnen erkenne ich einige, die damals Universitätslehrer waren. Auf einmal höre ich einen Gesang, der so klar, rein und himmlisch war, daß ich auf's tiefste gerührt wurde. Da es Trauertöne zu seyn schienen, so fragte ich, wem der Gesang gelte? „Dem Bruder S." bekam ich zur Antwort. Da weinte ich und ging zur Thüre hinaus, vergesse meine Schuhe, und schwebe, ohne eine Treppe mit den Füßen zu berühren, die große Stiege hinab. Unten angekommen, befinde ich mich in einer großen alterthümlichen Kirche. Ich schwebe immer noch, ohne den Boden zu berühren, den langen breiten Mittelgang zwischen den leeren Kirchenstühlen hinab nach dem Altare zu. Dort sehe ich eine Menge schwarzgekleideter Nonnen um den Altar sich drängen. Ich schwebe durch sie hindurch und gebe mir große Mühe, an keiner anzustoßen, weil mir war, als würde mir dann etwas Schlimmes begegnen. Aller Vorsicht ungeachtet, streife ich aber einer Nonne an die Schulter. Voll Angst fliehe ich; die Nonne, auch schwebend, mir nach; ich eile zur neben befindlichen Sacristeithüre hinaus und befinde mich in einem Kirchhofe. Derselbe war lang und schmal; mitten durch ging ein Weg; auf beiden

Seiten lagen reihenweise die Gräber; am Ende des Weges stand ein schönes Gruftgebäude. Ich eile, aber immer von der Nonne verfolgt, diesen Weg hinab und begebe mich in jenes kleine Gebäude, das innen wie ein Gartenhaussaal mit marmorbelegtem Boden aussah. Es war finster und ich schmiege mich in eine Ecke. Plötzlich kommt der ganze Nonnenchor den Kirchhofweg herab nach dem Grufthause zu und in den Saal herein. Die Nonnen, von denen einige Fackeln in der Hand haben, beginnen nun, ohne auf mich zu merken, einen Tanz in Form eines Doppelkreuzes, indem Viere sich kreuzweise (wie bei einem Contretanz) die Hand gaben, und jede derselben mit der andern Hand eine andere Nonne mit sich im Kreistanze herumführte. Auf einmal verlöschen die Lichter und alle Nonnen sind verschwunden. Ich trete aus dem Saal ins Freie, und laufe, nun mit den Füßen auf dem Boden, den Kirchhofgang wieder hinauf. Da begegne ich jener Nonne, an der ich angestoßen war; sie tritt mir in den Weg und greift mich an; ich packe mit meinen Händen die ihren so, daß Finger zwischen Finger zu liegen kommen, biege ihr die Hände mit großer Gewalt zurück und zwinge sie so, vor mir auf die Knie zu fallen, wobei sie um Gnade bat. Ich wollte sie dahin bringen, mir zu weissagen, aber in diesem Augenblicke erwachte ich. — Dieser seltsame Traum ging mir lange im Wachen nach. Ich erzählte ihn gleich einigen Freunden, die, wenn sie dieses lesen, sich desselben noch erinnern werden. Gegen S. selbst erwähnte ich nie etwas davon.

Ein Vierteljahr darauf, als ich die Universität verlassen hatte und mich in meiner Heimath zu A. befand, erhielt ich in einer Gesellschaft einen Brief mit der unvermutheten Nachricht vom Tode des edeln S. Er hatte sich bei Besteigung eines Berges eine Verkältung und dadurch ein Fieber zugezogen, dem er erlag. Laut weinend ging ich nach Haus und konnte mich lange Zeit nicht fassen.

Ein halbes Jahr darnach wohnte ich in einer der Freimaurerlogen zu N., in der ich vorher noch nie gewesen war, der Todtenfeier bei, die dem Bruder S. zu Ehren gehalten wurde, im gleichen Saale, den ich damals im Traume voraussah.

2.

Im Januar 1830 träumte mir: Ich befinde mich auf einem Kirchhofe, und sehe eine Frauengestalt in schwarzem Kleide, mit frischen Wangen, sich auf einen Grabstein legen, gerade so, als ob sie da den ewigen Schlaf schlafen wollte. Sie zog dabei ein Kind an sich. Es war mir eigen zu Muthe, zu sehen, wie man sich so lebendig zum Sterben hinlegen könne.

Ein Vierteljahr darauf starb meine Gattin in der Blüthe ihres Alters. Zur Zeit meines Traumes war sie noch frisch und gesund gewesen.

3.

Am 30. Nov. 1830 träumte mir: Ich sitze in einer Gasse meiner Vaterstadt vor einem mit schwarzem Tuche

behangenen Kindersarge und ordne etwas daran. Da biegt in dieselbe Gasse herein ein Leichenzug mit einem großen Sarge auf einem Wagen. Ich rufe, man solle mich nicht überfahren. Der Leichenführer hält die Pferde des Wagens etwas zurück; ich fasse mein Särglein und stelle es aufrecht, um es besser in den Arm nehmen zu können, wobei ich mit Sorgen denke: nun wird das darin befindliche geputzte Kind in Unordnung kommen! Dann laufe ich mit dem Sarge unter dem Arme neben dem Leichenwagen vorbei, quer über die andere Gasse, wo verschiedene Leute stehen, und, wie es mir schien, mitleidig zusehen. Dabei denke ich: jetzt könntest du gleich die kleine Leiche mit der großen beisetzen lassen, das ginge in Einem hin; aber nein! so mußt du zu Vermehrung des Schmerzes morgen die kleine Leiche allein begraben! Dabei wurde mir wehe, es übernahm mich vor den Leuten, und ich wollte eben anfangen zu weinen, als ich aufwachte, und lange nicht von der Angst loskommen konnte, in die mich der Traum versetzt hatte.

Drei Tage darauf, am 3. December, starb einer meiner Freunde in der Ferne.

D.

4.

In dem Hause des Fräulein K. v. N. starb ein Sekretär, der viele Jahre lang der treue Diener des Hauses gewesen war. Acht Wochen nach seinem Tode träumte es dem Fräulein K., sie sitze mit ihren Verwandten, unter denen auch ihr Vater war, der aber gerade krank lag, zu Tische. Auf einmal (so träumte es ihr fort) er-

läute die Hausglocke; sie schaute zum Fenster hinaus, und unten stand der verstorbene Sekretär, sie um Einlaß bittend. Sie eilte durch die Hausflur, die Treppen hinab, ihm entgegen. Er schien ihr gerade nicht wie ein Todter, aber hatte so etwas Unheimliches, Sonderbares an sich, was sie nicht näher bezeichnen, nur fühlen konnte. Sie fragte ihn, was er wolle, da sagte er ganz ruhig: „Jemand abholen,“ und trat in den Hausgang ein. Sogleich stellt sich Fräulein K. auf die Seite desjenigen Ganges, der zu dem Zimmer des krankliegenden Vaters führte, und sagte rasch: „aber doch nicht den Vater?“ Darauf drehte der Sekretär langsam und feierlich den Kopf dreimal hin und her, damit anzuzeigen, er hole diesen nicht ab, und schlug den Weg in einen andern Gang ein, wo er bis vor die Thüre (Fräulein K. ging ihm im Traume immer nach) eines unbewohnten Gastzimmers schritt, und vor diesem aus ihren Augen schwand. Fräulein K. erwachte, und lag in einem so starken Schweiße, wie sie nie einen, selbst nicht in Krankheiten durch Arzneimittel, je erhalten hatte. Am andern Tage erzählte sie den Traum, in Besorgniß um ihren Vater, einem Lehrer, der sie aber damit tröstete, daß dieser Traum, der wohl in jedem Falle nichts zu bedeuten habe, doch am allerwenigsten ihren Vater bedeuten könne, da ja der Sekretär auf ihre Frage: ob er doch nicht den Vater abholen wolle? verneinend geantwortet, und seinen Gang nach einem andern Zimmer genommen habe.

Der Vater genas auch glücklich, und Fräulein K. erwartete schon bereits keine Folge mehr von diesem

Traume, während dessen auch schon zwei Monate verstrichen waren. Innerhalb dieser hatte sie mit ihrer Mutter eine Reise nach Ulm gemacht, und als sie von dieser wiederkehrten, begegnete ihnen wenige Stunden von der Heimath ein Verwandter zu Pferde, mit der Erklärung: er sey ihnen besonders auch deßwegen entgegengeritten, um ihnen zu sagen, daß inzwischen der Leopold (Bruder der Fräulein K.) erkrankt, jedoch bereits wieder in völliger Genesung sey. Sie waren getröstet durch die letzte Versicherung; als sie sich aber dem Hause näherten, bemerkte Fräulein K. Licht in jenem Gastzimmer, und fragte den Verwandten: weßwegen das Licht dort sey? „Wir haben, antwortete er, den kranken Leopold dahin gelegt.“ Auf diese Rede fiel dem Fräulein K. auf einmal die ganze Schwere jenes Traumes, den sie inzwischen ganz vergessen, auf's Herz. Sie trat ein, fand den Bruder zwar anscheinend auf dem Wege der Besserung; aber nach einigen Tagen versicherte er sie, er fühle wohl, daß er dennoch sterben müsse, was ihm um so schwerer falle, da er nach dem Tode des alten Sekretärs die einzige Stütze des Vaters gewesen, bat sie nun, diese Stütze zu seyn, und starb auch nach wenigen Wochen in dem vom alten Sekretär ihr im Traume bezeichneten Zimmer.

5.

Ein noch lebender, gegenwärtig in H. angestellter Lehrer, hatte vor ungefähr zwei Jahren folgenden Traum: „In einer Nacht bildete sich in ihm die Vorstellung, als

sey er in dem Lotteriehause in S., woselbst er außen am Hausgange eine Nummer, welche mit großen Ziffern auf eine schwarze Tafel geschrieben war, sah. Als er diese Nummer eine Zeitlang beschauet hatte, gedachte er auch mit dem Lotterieschreiber zu sprechen; dies that er auch wirklich, und dann kehrte er wieder in seinen Aufenthaltsort zurück." Dieser Traum machte auf ihn einen solchen Eindruck, daß er sich am folgenden Morgen, als er erwacht war, Alles ganz lebhaft vorstellen konnte, was ihm im Traume vorgekommen war. Er schrieb sich die Nummer, welche er sah, genau auf, und nahm sich vor, auf dieselbe in die Lotterie zu setzen. Eine Handelsfrau, die öfters nach S. ging, beauftragte er, bei ihrem nächsten Dahinkommen, für ihn auf die Nummer zu setzen; da diese Frau aber gleich darauf niederkam, so war es ihr unmöglich, ihren Auftrag zu besorgen, und die Nummer wurde von einem Andern besetzt. — Bald nach der Loosung erfuhr der Lehrer, daß die Nummer, auf welche er setzen wollte, 3,000 fl. gewonnen. Nach einiger Zeit traf es sich, daß der Lehrer nach S. kam, denn er hatte vor seinem Traume S. nie gesehen, und da er sich noch wohl vorstellen konnte, wie er das dortige Lotteriehaus im Traume gesehen, so nahm er sich vor, dahin zu gehen, um zu sehen, ob es sich wirklich so verhalte. Mit Verwundern wurde er gewahr, daß wirklich Alles so beschaffen, wie er es im Traume gesehen hatte. Nun ging er auch auf das Zimmer des Lotterieschreibers, um sich von demselben über das Lotteriewesen belehren

zu lassen; aber wie erschrak er, als ihm dieser, noch ehe er sich recht im Zimmer umgesehen hatte, zurief: „Guten Tag, Herr Schullehrer!“ Der Schullehrer, der den Lotterieschreiber noch nie gesehen, fragte ihn: Woher kennen Sie mich? Dieser antwortete: „In einer Nacht sprach ich mit Ihnen im Traume; Sie erschienen mir damals gerade so, wie sie gegenwärtig vor mir stehen.“ — Der Schullehrer erkundigte sich näher nach der Nacht, in welcher es dem Lotterieschreiber geträumt, worauf sich zeigte, daß es in derselben Nacht war, in welcher er selbst den erzählten Traum hatte. Die Wahrheit dieses Traumes kann aus dem Munde des Lehrers selbst gehört werden.

N.

6.

Folgender Vorfall ereignete sich erst in diesem Jahre zu Eichelberg, im Oberamte Weinsberg. J., ein Bauer von da, wurde von einem Menschen von L. auf eine unrechtmäßige Weise genöthigt, ihm 100 Gulden abzutreten, wofür er aber von Jenem einen Schein, daß er von ihm 100 Gulden erhalten, und nichts weiter mehr an ihn fordere, ausgestellt erhielt. J. hatte dieses Geld, ohne Wissen seiner Frau und überhaupt eines andern Menschen, abgegeben, trug es aber immer als einen großen Kummer in sich, der ihn auch auf's Krankenbette warf, auf dem er die Sache zwei anwesenden Männern klagend anvertraute, und diesen auch dabei sagte, daß er es hinter seiner Frau gethan habe.

Er starb, ohne gegen seine Frau etwas zu äußern, und nach seinem Tode erst hörte sie die Sache durch jene Männer, die sie aber damit trösteten, daß das Geld ihrem Manne auf die ungerechteste Weise abgedrungen worden sey, und daß es, sobald sie durch einen Schein beweisen könne, daß es jener Mann in L. erhalten, es diesem nach allem Rechte wieder abgenommen werden würde.

Sehr angelegen war es nun der Hinterlassenen, den Schein zu finden, aber alles Suchen war vergebens, es konnte derselbe nirgends gefunden werden. Es verstrichen mehrere Wochen, da erschien der Tochter, einem Mädchen von 17 Jahren, der Vater im Traume, ganz wie er lebte, und sagte: „Ja! es ist wahr, ich wurde auf's Erbärmlichste um dieses Geld betrogen, und es hat mir dies noch im Sterben viel Kummer gemacht. Den Schein, den ihr sucht, und den ihr haben müßt, habe ich, der Mutter wegen, versteckt. Suchet unter dem Dache der Laubhütte, da schob ich ihn in die Spalte eines Balkens, und nagelte vor dieselbe das Stück einer Latte.“ Das Mädchen erwachte und erzählte den Traum sogleich der Mutter, aber diese wollte auf ihren Traum nichts halten, und hielt nicht für der Mühe werth, unter dem Dache der Laubhütte nachzusehen. Erst nach einigen Tagen, als sie mit der Tochter ohnedies unter dieses Dach kam, um Laub zu holen, und das Mädchen wieder von dem Traume anfing, suchte sie an den Balken dieses Daches nach, und fand auch wirklich einen, auf den ein Lattenstück genagelt war. Begierig rissen sie es herab,

und siehe! in der Spalte des Balkens fanden sie auch wirklich jenen Schein mit der ächten Unterschrift jenes Mannes von L.

Der Schein wurde dem Gerichte übergeben, und die Sache wird ohne Zweifel zu Gunsten der Wittwe entschieden werden.

7.

Schubert theilt in der 2. Auflage seiner Geschichte der Seele nachstehenden merkwürdigen Traum des Herrn Geh. Kirchenraths Schwarz in Heidelberg, wie er sagt, als theure Gabe der Liebe, wörtlich aufgenommen, mit.

„Es mochte etwa in meinem neunten Lebensjahre seyn, als ich anfing, Griechisch zu lernen. In der lateinischen Schule des Städtchens Gr. war damals ein wackerer Rektor, der für jene Zeit sich darin auszeichnete, daß er diese Sprache einführte. Sie zog mich an, unerachtet der Unterricht sehr dürftig war. Wir kleinen Knaben mußten sogleich an dem Evangelium Johannis uns versuchen, nachdem wir nur in das Dekliniren und Conjugiren so einigermaßen hereingekommen waren. Indessen lernten wir täglich in unserm griechischen Wörterbuch so gut als in unserm lateinischen Cellarius. Diese Freude dauerte nicht lange für mich, denn ich kam in die lateinische Schule des Städtchens M., wo an das Griechische nicht gedacht wurde. Doch entfremdete ich mich nicht von meiner Hallischen Grammatik. Nach einigen Jahren war ich so glücklich, anderswohin in einen bessern Un-

terricht zu kommen, nach A., wo ich ein Privat-Institut eines jungen tüchtigen Schulmannes besuchen durfte. Die griechische Grammatik, versteht sich nach damaliger Weise, die Etymologie mit aller Genauigkeit der Accente, wurde tüchtig auswendig gelernt, und ich war sogar so glücklich, zuhören zu dürfen, wenn die größern Schüler in Gesners Chrestomatie übersetzten, und das Buch selbst zu besitzen. Um diese Zeit, ich war zwölf bis dreizehn Jahre alt, hatte ich einen Traum, worin mir meine Großmutter (eine fromme Frau, auf die ich sehr viel hielt) mein Lebensschicksal auf einer Pergamentrolle in griechischer Sprache vorlegte. Ich verstand Alles, als wäre es in deutscher Sprache, war aber nicht mit Allem zufrieden, und wollte dieses und jenes anders wünschen. Hierauf aber erwiederte meine Großmutter Folgendes, das ich unten geschrieben las: *Ταῦτα χρησμῳδηθεῖσα χρησμῳδέω σοι* (wie mir prophezeit worden, so prophezeihe ich dir hier). Hierauf erwachte ich; Alles war vergessen, Worte und Inhalt, ich mochte mich besinnen so viel ich wollte, denn der Traum hatte mich sehr bewegt. Nur diese letzten Worte standen noch ganz vor meinen Augen mit allen griechischen Sprachzeichen, wie sie da oben stehen, und so schrieb ich sie augenblicklich auf die Papierdecke meiner griechischen Chrestomathie, wo sie mir noch im männlichen Alter unter die Augen gekommen sind. Aber ich verstund sie nicht, denn ich mußte das Wort *χρησμῳδέω* erst im Lexikon aufsuchen, weil es mir damals noch ganz fremd war. Man wird die Genauigkeit bemerken, sogar im nicht accentuirten enclitischen

σοι und in der weiblichen Form des Wortes χρησμῳδη-θεῖσα, daß es eine Frau war, welche das von sich sagte. Daher darf man wohl zurückschließen, daß ich auch das andere Griechische ganz richtig im Traume vor mir hatte. Wie war nun die Seele im Stande, so etwas zu produciren, das sie im wahren Bewußtseyn nicht verstand, und welches sie vielleicht kaum nach allen Schuljahren zu schreiben fähig geworden. Bewußtlos mochte sie allerdings die Worte, wie jenes χρησμῳδεῖν, gehört haben; aber zur Erklärung der Sache gehört da doch noch mehr."

Ich sage: es gehört noch dazu die Annahme des Hereinragens einer Geisterwelt in die unsere, die sich uns hauptsächlich auch oft in Träumen offenbart. Es gehört dazu die Annahme von Schutzgeistern, von lieben Verstorbenen, die, wie im Leben so noch nach dem Tode, an uns Theil nehmen, und auf uns liebend einzuwirken suchen.

II.

Lebensrettung durch einen sichtbaren Schutzgeist.

Der Zunftmeister und Kupferschmidt H., der im Jahr 1793 noch zu Ulm als ein betagter Mann lebte, hatte sich aus den Zeiten seiner Wanderschaft folgende auffallende Lebensrettung durch einen ihm sichtbar gewordenen Schutzgeist in sein Tagebuch notirt, dem es hier wörtlich entnommen ist.

„Als ich in dem Würtemberger Land, nach der Däm-

merung, da es schon recht dunkel war und finster werden wollte, in einen Marktflecken kam, begegnete mir ein Lehrjunge und trug Kerzen in der Hand, die ich kaum mehr ersahe. Da fragte ich ihn, wo das Wirthshaus wäre? Er sagte zu mir, nur noch etliche Häuser da hinauf. Ich sagte, man sehe keinen Menschen mehr, weil es nicht weit, so solle er so gut seyn und mir es zeigen, ich wolle ihm einen Kreuzer schenken. Ich gab ihm auch den Kreuzer, mit Versprechen, weil man das Geld nicht mehr erkennen könne, so es kein Kreuzer wäre, so solle er zu mir ins Wirthshaus kommen, so wolle ich ihm zwei Kreuzer dafür geben. Er zeigte mir das Wirthshaus und sprach: ich solle nur gerade fortgehen, die Stube sey hinten linker Hand, ich werde schon hören reden. Ich ging allmählig fort, es war so finster, daß ich von mir selbsten nichts sah. Als ich nun zu mittelst im Haus war, da war eine Oeffnung oben am Keller oder Gewölbe, allwo man die Fässer auf- und abließ, und war die Fallthüre vergessen worden zuzumachen, ich wußte es aber nicht. Als ich nun nahe an der Oeffnung des Kellers war, da ergriff mich Jemand an meinem linken Arm ganz oben, daß ich die Hand unter dem Arme verspürte, und vermeinte, es wäre Jemand da, der etwa scherzen thäte. Die Hand faßte mich aber noch härter an, und hielt mich, daß ich nicht weiter gehen konnte; da sprach ich: thut mir kein Leid, ich bin ein reisender Handwerkspursch, ich thue auch keinem Menschen ein Leid, ich weiß nicht wo ich bin in der Welt. Da gab es aber auf einmal einen hellen Schein, und ich sah die

Gestalt eines schönen Jünglings im Glanze stehen, weiß und röthlich und sehr fein von Angesicht. Seine Brust sah röthlich aus, seine Arme waren anzusehen, wie fein weißer Schleier. Er war in meiner damaligen Größe, und er wendete sich, daß sein Angesicht und mein Angesicht gegen einander über waren, und war keine rechte Elle zwischen ihm und mir, und er hielt mich noch, und ich sah ihn an und er lächelte. Da verlor sich allmählig das Licht und es ward wiederum recht finster, und er hielt mich noch und ließ mich nicht gehen. Da kam die Frau des Hauses mit einem brennenden Licht aus dem hintern Keller hervor, und ich stund hart an der Oeffnung und sah hinunter, da erschrak ich, und sprach: o Herr Gott, wie hätte ich plötzlich können so unglücklich werden! Da sie aber reden hörte, sah sie hinauf und schrie aus vollem Halse: o Herr Jesus stehet stille! stehet stille! ich habe vergessen die Falle zuzumachen. Ich redete zu ihr hinunter und sprach: komme sie nur mit dem Licht herauf, daß ich sehe, wo ich bin, und sie kam eilend herauf, erblaßte und keuchte, getraute sich nicht, nahe zu mir zu treten, und sprach: nur zurückgetreten, nur nicht vorwärts! und ich trat zurück. Da sprach sie: jetzt ist's gewonnen! und leuchtete mir mit dem Licht in die Stube. —

Nun du, heiliger Vater und Gott, wie soll oder kann ich dir genugsam danken, daß du so einen starken Helden, einen himmlischen Geist mir zugesendet, der mir zur Seite stand bey diesem mir bevorstehenden Unglück? Ich war dem Tode nahe, und du hast mich also errettet!" —

III.

Heraustreten aus sich selbst kurz vor dem völligen Scheiden.

Jean Paul sagt in seinem Aufsatze „über den Tod nach dem Tode" in seinem verbesserten Werkchen 1 B. S. 343.

„Unter allen Erscheinungen von Verstorbenen sind die von eben Verstorbenen oder von Sterbenden am schwersten rein abzuläugnen. Der Todte der Stunde trägt gleichsam noch Erdenstaub genug an sich, um damit noch einmal im Sonnenstrahle des Lebens vor einem geliebten Auge zu spielen. Ueber Geistererscheinungen wurde bisher noch nicht mit rechter Religion und Freiheit geurtheilt und am wenigsten können gegen sie, so wie gegen den thierischen Magnetismus, negative Erfahrungen entscheiden, die eben darum gar keine sind. Mich besticht jeder Gebildete, der Geistererscheinungen glaubt, weil er mich an die religiöse deutsche Zeit erinnert, wo man sie eben so fest glaubte als aushielt."

1.

Als ich im vergangenen August d. J. von L. aus über K. zurückreiste, besuchte ich dort unter Andern die Frau Räthin M., von der ich gehört hatte, daß sie vorm Jahr eine Erscheinung gehabt, die einschlägt in die Lehre vom Heraustreten der Seele aus dem Körper, hervorgerufen durch große Sehnsucht nach einer entfernten Per-

son kurz vor dem Sterben. Ich fand in ihr eine sehr muntere, gesprächige und durchaus redliche, wahrheitsliebende Frau, wie sie mir denn auch als solche von verschiedenen Seiten her geschildert worden war. Sie erzählte mir — in Gegenwart von noch einem Herrn und einer Dame — jenes ihr Begegniß, und schrieb mir, auf meine Bitte, es sogar nieder, und theilte mir auch die darauf sich beziehenden Originalbriefe mit, in denen die Bestätigung der Objectivität der ihr vorgekommenen Erscheinung liegt. Sie hat mir erlaubt, von ihrer handschriftlichen Erzählung Gebrauch zu machen. Zwar ist von dergleichen Erscheinungen schon vielfach zu lesen gewesen und selbst die vierte Sammlung der Blätter aus Prevorst erzählt eine ganz ähnliche [1]; doch da die gegenwärtige nicht blos wie jene im Allgemeinen gehalten ist, sondern mehr Besonderheiten angibt, so möchte sie doch wohl selbst bei denen Theilnahme finden, welchen das Wesentliche davon nicht neu ist.

Frau Räthin M. schreibt mir:

„Es war Sonntag, den 19. Febr. 1832, als ich ganz allein zu Hause mich befand, indem ich mein Dienstmädchen gleich nach Tisch zu einer kranken Freundin nach D. geschickt hatte, um ihr etwas zu bringen. Ein Besuch, den ich von der Frau Finanzräthin F. erhielt, verließ mich um 4½ Uhr wieder. Als ich durch die offene Thüre meines Wohnzimmers in das Schlafzimmer trat,

1) Es ist die dort erzählte Geschichte die gleiche, allein hier erhalten wir sie ausführlich und aus der ersten Quelle. K. —

um etwas hineinzutragen, da stand zwischen der Thüre und der Kommode eine weibliche Gestalt in weißer Schürze, Halstuch und Haube, die ich im ersten Augenblick für eine Dienstmagd ansah. Ich erschrack darüber, weil ich mich sogleich erinnerte, daß Niemand durch die geschlossene Küchenthüre in mein Schlafzimmer hätte kommen können. Ich betrachtete sie näher. Sie hatte ein bleiches Aussehen und sah mich freundlich an. Aber gerade als ich die Frage an sie richten wollte, warum sie mich so erschrecke? verschwand sie vor meinen Augen. Voll Furcht und Staunen sagte ich: „Gott hab' dich selig, wer du *auch bist*"! und eilte in mein Wohnzimmer zurück, denn ich konnte nicht anders glauben, als daß es die Erscheinung einer vielleicht eben verstorbenen Freundin oder Verwandtin war. Ich riß in meiner Angst das Fenster auf, weil ich mich so allein zu Hause wußte, um mich nach einer Bekannten umzusehen. Da ging eben Frau v. A. vorüber, und ich bat sie inständig, zu mir herauf zu kommen. Sie fand mich in großer Alteration, und als ich ihr die Ursache davon erzählt hatte, durchsuchten wir mit einander Alles, ohne etwas zu finden; auch war die Küchenthüre fest verschlossen. Sie begleitete mich hierauf zur Frau Staatsräthin R., welche mir auf der Stelle meine Gemüthsbewegung ansah, und mich fragte, was mir begegnet sey. Ihr Gatte war auch zugegen und hörte meine Erzählung lächelnd an, indem er äußerte: „Sie werden Ihren eigenen Schatten gesehen haben!" Ich berichtete die Geschichte dieser Erscheinung wenigstens zwanzig Personen, denen ich äußerte, daß ich sehr

begierig sey, ob keine Nachricht von einer Person käme, die ich früher gekannt habe und die an jenem Abende gestorben sey. Erst Montags den 27. Febr. erhielt ich einen Brief aus Kalw im Würtembergischen, vom 25. Febr. datirt, worin mir eine junge Verwandte den Tod ihrer Mutter, der am 20. Febr. erfolgt war, meldete und folgende Anfrage an mich stellte:

„Theure Frau S., schreiben Sie uns doch, ob Sie „keinen Vorboten gehabt haben? Den letzten Tag (vor „ihrem Todestag) sagte die Kranke noch, man solle sie „anziehen, sie wolle nach K. zu der Frau Räthin S."

Ich theilte diesen Brief vielen Personen mit, unter andern auch jenem Herrn Staatsrath R., welcher ihn, so wie auch die spätern Nachrichten mit großem Erstaunen las. Ich beantwortete das Schreiben meiner Verwandten, theilte ihr die Geschichte der Erscheinung mit, und befragte sie, um welche Stunde ihre Mutter so dringend nach mir verlangt habe? Die darauf erfolgte Antwort lautet:

„Es war Sonntag Abends halb fünf Uhr, da sie „sagte, man solle sie anziehen, sie wolle nach K. zu „der Frau S.; und darüber legte sie sich auf die „rechte Seite und fiel in einen tiefen Schlaf. „Um 6 Uhr wachte sie wieder auf und sagte: ich werde „jetzt bald nicht mehr unter euch seyn; ich sehe schon „die Pforten jener Heimath offen stehen und den Ab„grund, in welchen der Sünder stürzt, wenn er nicht „Buße thut und glaubt an Gott. Darum liebe Kinder, „eilet, und rettet Eure Seele, weil es noch Zeit ist;

„wann der Herr des Hauses kommt, ist es zu spät. „Thuet Gutes und werdet nicht müde“! Am andern „Tag starb sie“. —

Bemerkenswerth scheint mir noch, daß die Geistergestalt ihre weiße Schürze sehr locker gebunden hatte, so daß diese eine Hand breit über die Taille herabhing, und nachdem ich gehört hatte, daß es diese Verwandte gewesen war, erinnerte ich mich sogleich, daß diese Frau von jeher die Gewohnheit hatte, ihre Schürze nicht fest zu binden, und daß ich sie einmal bei einem Besuche in K. im Scherz darüber beredet hatte.

So weit die schriftliche Mittheilung der Frau M.

D.

2.

Als meine Gattin, die vor mehreren Jahren in der Blüthe ihres Lebens an den Folgen einer zu schnellen Niederkunft starb, in eben dieser Krankheit, die ihr den Tod brachte, darniederlag, man aber durchaus noch keine Ursache hatte, an ihrer Wiedergenesung zu zweifeln, wurde sie hauptsächlich von ihrer Schwester L*n* gepflegt, die mit ihrer stillen, besonnenen, gleichmäßigen und durch und durch zuverlässigen Thätigkeit der Kranken äußerst wohl that. Diese Schwester, damals 19 Jahre alt, zeichnete sich überhaupt durch ein eben so tiefes Gemüth, als einen klaren, nüchternen Verstand aus. Eben so muß erwähnt werden, daß dieselbe noch nichts von der Seherin von Prevorst oder ähnlichen Schriften gelesen hatte, wie

sie denn in diesen Dingen nichts weniger, als schnellgläubig war. Obgleich in die Nachtwache sich Mehrere theilten, so nahm doch die gute Schwester immer den größten Theil davon auf sich, weil die Kranke die Arzenei, so wie jede andere Beihülfe am liebsten von ihr nahm. Von diesen den Körper und das Gemüth angreifenden Anstrengungen mochte es wohl kommen, daß sie bereits in der siebenten oder achten Nacht folgende Erscheinnng hatte, von der sie gleich andern Tags ihrer Mutter, mir aber erst nach dem Tode der Schwester Eröffnung machte. Auf meine Bitte schrieb sie damals, was ihr begegnet war, mit diesen Worten nieder:

„Ich wachte um diese Zeit immer bis 1 Uhr, worauf „ich denn abgelöst wurde. In jener Nacht beschäftigte „ich mich, um mich wach zu erhalten, mit Lesen. Die „Lectüre war aber keineswegs von der Art, daß sie die „Phantasie besonders hätte aufregen können, sondern sie „handelte von der physischen Behandlung kleiner Kinder. „Das Nachtlicht, bei welchem ich (vorn am Fenster) saß, „stand so dicht an der Wand, daß ich kaum noch das „Buch zwischen Licht und Wand legen konnte. Trotz dem, „daß ich mir die größte Mühe gab, recht wach zu bleiben, „übermannte mich doch einigemal der Schlaf. Es war „aber kein eigentlicher Schlaf, sondern es überfiel mich „ganz schnell eine Betäubung, aus welcher ich im näch„sten Augenblicke eben so schnell wieder auffuhr und dann „für einige Zeit ganz wach war. Jedesmal, wenn ich „wieder zu mir kam, sah ich neben dem Ofen eine große „weibliche Gestalt in gewöhnlicher Kleidung mit einem

„braunen Halstuch wie L*n* (nämlich die Kranke) es „sonst zu tragen pflegte, und einer Haube. Das Ge= „sicht war gegen das Krankenbett gewendet; ich konnte „aber keine Züge darin erkennen, weil die Gestalt immer „ganz schnell wieder weg war. So war es halb 1 Uhr „geworden, als ich plötzlich noch andere Gegenstände sah. „Unten an dem Bett der Amme, wo das Kind war (das „erst einige Tage später mit der Amme in ein anderes „Zimmer gebracht wurde), knieete eine weibliche Gestalt „in schwarzem Gewand und schwarzem Schleier auf dem „Haupt, nur über die halbe Stirne verhüllt, mit nie= „dergeschlagenen Augen und gefaltenen Händen. Ein „blasses Licht schien sie zu umgeben; ich weiß aber nicht, „wo es herkam, mir kam es so vor, als ob es von der „Gestalt selbst ausginge. Ums Haupt war das Licht „etwas stärker. Von Zeit zu Zeit sprang aus der Ecke „neben der Thüre, die auf den Gang führt, ein schwarzes, „ganz wohlgestaltetes Thier, wie ich niemals eines sah, „hervor und verlor sich in der schräg gegenüberstehenden „Ecke. Furcht hatte ich nicht, aber eine Beklemmung „überfiel mich, die ich nicht beschreiben kann. Ich war „überzeugt, daß Alles weg seyn würde, wenn ich nur „einige Schritte durchs Zimmer ginge, und dachte das „mehrere Mal mit klarem Bewußtseyn. Aber immer „hielt mich meine Beklemmung auf dem Stuhle fest. Ich „hätte sie aber bestimmt gleich anfangs überwunden, wenn „ich nicht, da L*n* gerade schlief, das kleinste Geräusch „hätte vermeiden wollen. Um 1 Uhr fing das Kind an

„zu weinen; ich sprang auf, und in dem Augenblick war „Alles weg, wie ich es vorher gewußt hatte".

Einige Wochen darauf, da die Krankheit vorgeschritten war und eine gefährliche Wendung genommen hatte, trat die schlimmste Nacht ein, welche die Kranke bis jetzt gehabt hatte: denn alle Nächte waren bisher, wenn auch ziemlich schlaflos, doch nicht sehr uuruhig gewesen; diese Nacht aber tobte das Fieber mit brennender Glut und ließ erst zwischen 2 und 3 Uhr Morgens nach. In der ersten Hälfte der Nacht wachte die gedachte Schwester, in der andern ich. Da hatte dieselbe wieder eine eigene Erscheinung, die sie selbst so beschreibt:

„Die Kranke lag im Fieberschlummer und ich nickte „mehreremal auch auf einige Minuten ein. Ich wachte „jedesmal sehr schnell auf, war aber doch immer beim „Erwachen in einer ganz sonderbaren Betäubung. Mein „erster Blick fiel immer auf L*n*'s Bett und da sah ich „sie jedesmal in gedoppelter Gestalt, beide Gestalten „neben einander, im Bette liegen, so daß ich immer, „selbst beim Arzneieingeben einige Zeit brauchte, bis ich „fand, welches die eigentliche L*n* sey. Die eine Gestalt „war viel weißer, als die andere, und kam mir manch„mal ganz verklärt vor, hatte auch ein weißes Kleid „an und Kopfbedeckung, während die andere Gestalt „mehr roth im Gesicht war, ein buntes Jäckchen an„hatte und nichts auf dem Kopf (welches eben die Kranke „war, die wirklich so aussah und sich trug, da sie keine „Haube im Bette, der Hitze wegen, leiden konnte), so „daß ich mich dabei des Gedankens nicht erwehren konnte:

„So (nämlich wie jene weiße Gestalt) mag L*n* aus-
„sehen, wenn sie todt ist"! Sobald ich (bei größerer
„Annäherung des Löffels mit der Arznei, an den Mund
„der Kranken) wußte, welches die eigentliche L*n* sey,
„war auch die andere Erscheinung weg". —

Sie sagte Niemanden etwas davon. Vier Tage dar-
auf sagte die Kranke zu einer andern Schwester, die
zur Theilnahme an der Pflege eingetreten war: „Ich
weiß gar nicht, wie ich liege, ich komme mir immer
wie getheilt vor, als wenn ich in zwei Theilen
wäre." — Ehe noch dieser Tag zu Ende ging, gab die
Kranke ihren Geist auf.

Zwei Jahre darauf starb auch die gute Schwester L*n*,
die jene Geschichte gesehen, nach einem kurzen Kranken-
lager, plötzlich und Allen ganz unvermuthet. —

D.

Merkwürdig ist in diesem Falle das Doppelsehen der
Kranken von der Schwester neben dem sich fast zu gleicher
Zeit Doppeltfühlen der Kranken. Es gehört dieser Fall
auch zu dem Heraustreten der Seele und des Nerven-
geistes momentan vor dem völligen Verlassen des Kör-
pers. Merkwürdig ist auch, daß dieses zweite geistige
Bild der Kranken eine Kopfbedeckung hatte, was das leib-
liche Bild nicht hatte, welcher Umstand dadurch Bedeu-
tung gewinnt, daß die Erfahrung lehrt, worüber auch
in der Seherin von Prevorst gesprochen ist, daß weib-
liche Geister nie ohne Kopfbedeckung, sondern immer mit
einer Art Verschleierung des Hauptes erscheinen, und

was auch an die biblische Stelle erinnert: „du sollst eine Macht auf deinem Haupte tragen um der Engel Willen“.

3.

Frau Oberregierungsrath R. von H., eine äußerst mildthätige, verständige und in jeder Hinsicht vortreffliche Frau, bemerkte eines Tages, daß ein alter Mann, welcher als Holzspälter in ihrem Hause Dienste leistete, auffallend betrübt war. Sie, die gern den Armen fröhlich macht, fragte ihn sogleich um die Ursache seiner Betrübniß. „Ach! sagte er, ich fühle, daß ich nicht lange mehr leben werde, und dann werde ich, weil ich im Armenhaus bin, auf die Anatomie nach Tübingen transportirt und dort zerschnitten, und nicht begraben! Daran muß ich jetzt immer denken und das macht mich so traurig.“

„Lieber Mann, wenn nur das euer Kummer ist, erwiederte Frau H., so kann ich ja helfen; ich gebe euch das Versprechen, euch nach eurem Tode auf meine Kosten begraben zu lassen, daß euer Körper nicht auf die Anatomie geführt wird“! Dieß Versprechen versetzte den Mann nun auch auf einmal in das größte Vergnügen.

Der Alte lebte noch einige Jahre und Frau H. hatte, da er aus Altersschwäche nicht mehr als Holzspälter ins Haus kam, jenes Gespräch mit ihm und ihr Versprechen auch wirklich vergessen.

In einer Nacht aber erwachte Frau H. an Tönen, als spalte man Holz in ihrem Schlafzimmer, sie hörte ganz deutlich auch den Ton von den jedesmal auf die Seite geworfenen, durchsägten Holzstücken, fuhr auf und schrie:

Herr Jesus! das ist mein alter Holzspälter, er muß gestorben seyn und ich muß ihn begraben lassen."

Wirklich ward auch der Alte Abends zuvor, wahrscheinlich mit dem beunruhigenden Gedanken, Frau H. habe ihr Versprechen vergessen, verschieden, was auch geschehen wäre, hätte er sich nicht in der Nacht ihr durch jene Töne angemeldet. Frau H. ließ ihn nun auch auf ihre Kosten ein ordentliches Leichenbegängniß halten und hörte ihn nie mehr.

IV.

Thierische Antipathie oder andres Gesicht?

In einem Auszug aus den Mémoires de M. Arnault im Journal de Francfort vom 31. Juli 1833 Nr. 212, wo die französische Republik des Jahrs 1793 geschildert wird, liest man von dem Blutbad, womit die Guillotine unausgesetzt ihren Platz zu Paris überschwemmte, und dabei folgende sonderbare Thatsache. „Einen einzigen Tag jedoch, am Fest des höchsten Wesens ruhte das Mordinstrument. Soll ich sagen, welchen Vorwurf die Thiere an jenem Tag den Menschen machten? Als die zwölf Ochsen, die — ich weiß nicht welche — Göttin zogen, deren Wagen Robespierre begleitete [1]), sich diesem von Mord getränk-

1) Vermuthlich die Göttin Vernunft (d. i. Unvernunft) in der Person einer Lustdirne? Oder war diese beim Fest des „höchsten Wesens" (Decretum: Il est un Etre suprême) nicht schon abgeschafft?

ten Platze näherten, obgleich er abgewaschen, obgleich er dick mit Sand bedeckt war: so hielten sie von Schauder gelähmt ein, und man konnte sie nur mit dem Stachel vorwärts treiben. Das gab dem Volk zu denken, dieser vergessenen und unvorsichtigen Menge, die sich zwischen der Schlächterey des vergangenen und der Schlächterey des folgenden Tags belustigte."

Ist diese Thatsache wahr, wie sehr möglich, so gibt sie dem Verständigen noch mehr zu denken. Der ungewohnte Geruch von Menschenblut, welcher die Luft auf diesem Platz geschwängert hatte, konnte diese sanften, an reine Pflanzengerüche gewohnten Thiere wohl stutzig machen, ihnen eine widerwärtige Empfindung, eine thierische Scheu beybringen. Aber wenn es dieß nicht allein gewesen, wenn die Luft hier wirklich gereiniget gewesen wäre, und diese Thiere etwas gesehen hätten, das schon unzählige Thiere gesehen haben? — Alsdann ohne Zweifel ein großes Heer von Schatten.

— y —

V.

Die Kaiserin C. als Doppelgängerin.

In dem kaiserlichen Palaste zu — ist die Sitte, daß in gewissen Zimmern und Sälen desselben, von einer adeligen, dazu besonders in Pflichten genommenen Leibgarde, Wache gehalten wird.

Dieß war nun auch in einer Nacht im Thronsaale zu

Zeiten E's. der Fall. Da geschah es, daß auf einmal, nicht nur einer, sondern mehrere, und hierauf die ganze Zahl der Wachthabenden, zu ihrem außerordentlichen Erstaunen die Kaiserin, die sie um diese Zeit der Mitternacht doch schlafend wußten, in ihrem kaiserlichen Ornate auf dem Throne sitzen und ernst auf sie niederblicken sahen. Sie wußten nicht war es Wirklichkeit oder Traum, und Keiner hatte den Muth, die Gestalt anzusprechen oder gegen den Thron vorzuschreiten. Während solchem starren Erstaunens der Wache, suchte der Chef der Wache, Graf v. O., das Zimmer der dienstthuenden Hofdame, der Gräfin v. N., zu erreichen, und ihr den außerordentlichen Vorfall im Thronsaale mitzutheilen. „Das ist eine Unmöglichkeit, sprach diese; ich weiß gewiß, daß die Kaiserin in festem Schlafe liegt: denn ich vernahm so eben bey halbgeöffneter Thüre ihre Athemzüge." Sie trat leise ein und fand auch die Kaiserin wirklich in festem Schlafe. Aber Graf O. ruhte nicht, die Dame mußte mit ihm in den Thronsaal. Sie trat ein, und wie groß war auch ihr Erstaunen, als nun auch sie die Kaiserin auf dem Throne sitzen und ernst zu ihr niederblicken sah. Sie eilte in das Schlafzimmer der Kaiserin zurück, fand diese noch schlafend, weckte sie aber und erzählte ihr, was im Thronsaale gesehen werde. Die Kaiserin, begierig, sich selbst von dieser Sonderbarkeit zu überzeugen, erhob sich und ging begleitet von der Hofdame, in den Thronsaal. Und siehe! da saß sie noch und von sich selbst nun gesehen, so wie von Allen noch, stumm und ernst auf sich niederblickend.

„Ich befehle euch, sprach die Kaiserin zu der Wache mit Muth, — tretet vor und gebt Feuer auf dieses Scheinbild hier auf dem Throne!“

Da flogen die Kugeln durch die Gestalt in die Wand des Saales und diese zerfloß im Pulverdampfe.

Aber die Kaiserin ergriff hierauf ein ernstes Ahnungsgefühl und als sie aus dem Saale trat, sprach sie: „meine Kinder, ich werde nicht lange mehr bey euch seyn!“

Drey Monate nachher erfolgte auch wirklich der Kaiserin Tod.

Die Kugeln, die dazumal in die Wände des Thronsaales fuhren, soll man noch jetzt unter der neuen Sammtverkleidung, die inzwischen diese Wände erhielten, fühlen können.

Dieß ist die Erzählung eines sehr rechtschaffenen, wahrheitsliebenden Obersten, der jenem Hofe sehr nahe steht.

Mittheilungen einer Leidenden.

Die Grenze, welche in den Zustand der Krämpfe und Nervenzufälle leitet, ist im Anfang so unmerklich, daß nur der damit bekannte und genaue Beobachter sie bestimmen kann. Bey manchen weiblichen Wesen ist eine große Empfindlichkeit und ein großes Mitleiden mit sich selbst, ich möchte sagen, angeboren, zum wenigsten zeigt es sich schon in frühester Jugend; man glaubt sich immer verkürzt, und ist im Stande sich stundenlang selbst zu beweinen. Läßt man dieses Gefühl nun walten, und gibt sich ihm ganz hin, so steigt es bis zur Unleidlichkeit. Ist dieser Punkt erreicht, so gesellt sich Kaltwerden, ja manchmal Starrkrampf hinzu, und das Thor ist allen Uebeln geöffnet. Ist nun ein erfahrener Beobachter in der Nähe, oder gibt Gott dem Gemüth selbst so viel Kraft, sich aus dieser peinlichen Lage zu erheben; so können es äußerliche Zufälle zwar erschüttern, aber zu dem Grad von Nervenzufällen, als Convulsionen oder Starrkrampf, wird alsdann das Uebel nicht steigen. Bey einigen Frauenzimmern, besonders solchen, die eine geheime

Liebe verbargen, habe ich Folgendes bemerkt. Sie fangen ohne Ursache oft an zu lachen, sind ganze Perioden hindurch äußerst heiter, und mitten in dieser Heiterkeit fangen sie über Nichts zu weinen an, jede Kleinigkeit erregt ihr Gemüth und entlockt ihnen die bittersten Thränen. Empfindlichkeit, das übergroße Mitleiden mit sich selbst, eine heftige Neigung, all diese Gemüthszustände sind zu besiegen; Gebet thut wohl das Meiste dabey, wenn erst die Patientin so weit gebracht und völlig von ihrem Zustand überzeugt ist; aber man kann nicht Allen auf gleiche Weise beykommen. Manche finden dergleichen nicht an sich und wollen nicht geheilt seyn; Manche haben durch die moderne Erziehung keinen Glauben an das Gebet; was nun anfangen? Man überhäufe nur das Subject mit Arbeit, jedoch mit solchen Arbeiten, die Interesse erregen, ermüde es so viel wie möglich, bis zum Umsinken; der Genuß der frischen Luft, besonders an trüben, kühlen Tagen, ist sehr heilsam; wenn eine Empfindlichkeit oder Empfindsamkeit auftauchen will, wenn sich Lachen oder Thränen äußern, suche man es zu verhindern, aber ja nicht durch Spott, vielmehr durch sanfte Vorstellungen. Das Vertrauen darf durchaus nicht gestört werden, sonst verhärtet sich das Herz, und dann kann bey nicht ganz gutmüthigen Wesen leicht Bosheit der ärgsten Art aufkommen. Man lasse solche Kranke (ja wohl Kranke, denn sie sind kränker als vielleicht Jemand, der schwer darniedert liegt) wo möglich niemals allein; denn dann brüten sie, und das steigert alle Gefühle noch mehr. Der Augenblik, der entscheidet, ist oft für die

Außenwelt so unmerklich, so spurlos, als sey gar nichts vorgefallen, und die den bösen Mächten oder langer, oft nur mit dem Tode endigenden Krankheit Verfallene, scheint äußerlich ganz ruhig[1]. Eben so entscheidet sich der weibliche Charakter oft durch eine Kleinigkeit, besonders bey Neuvermählten. Es hüte sich der junge Ehemann, die ganze Fülle seiner Gefühle seiner jungen Gattin zu zeigen. Ist bey dem Weibe die List, bey dem Manne die Sinnlichkeit überwiegend, dann wehe dem Mann! seine Gattin wird dann nicht säumen ihn zum Sklaven zu machen; ihre hiedurch erweckte Heftigkeit gewinnt alsdann immer mehr Stärke, von jedem Sieg ermuntert, kann sie bis zur Wuth einer Furie steigen, und wehe von nun an ihrer ganzen Umgebung! Häufige Schrecken und geheim gehaltene Kränkungen können auch nachtheilige Wirkungen auf den Körper hervorbringen, aber meiner Meinung nach nie in dem Grad, um jene heftigen Aeußerungen nach sich zu ziehen. — Es ist eine große Gnade von Gott, daß er mich Herr über meine Empfindlichkeit werden ließ; denn ohne dieselbe wäre ich auch dahin gekommen, wo schon so Viele hingekommen sind, ich wäre in den Kreis der Krämpfe weiter hineingezogen worden, und wie weit das führen kann, wissen Sie besser als ich es sagen kann. Das Resultat meiner Erfahrung und meines Gefühls ist nun dieses, daß alle ungeregelte Gefühle dahin leiten, daß man aber mit allen Kräften dagegen arbeiten muß, um denselben auf keine

1) Beispiele von Selbstmörderinnen beweisen die Richtigkeit des Gesagten. Sie scheinen oft vor der That ganz heiter.

Art zu erliegen; aus einer Leidenschaft, gut oder böse, entspringt die andere, und das Ende ist Siechthum bis an den Tod; wohl uns, wenn Gott uns nicht ganz sinken läßt!

— Woher nur die Lust und Freude an dem Schauderhaften kommen mag? Ich habe dieser Sache oft und viel nachgedacht, und wenn ich mich prüfe, so finde ich diese Neigung auch sehr stark in mir; und ich glaube doch mit gutem Gewissen sagen zu können, ich will kein Thier, ja keine Blume kränken, viel weniger einen Menschen. Mir ist ein recht verwickelter Criminalprozeß weit angenehmer zu lesen, als die schönste Novelle; es reißt mich hin, es zieht mich fort, ich kann nicht widerstehen, ich lese weiter und weiter, kann Schlaf und Nahrung darüber vergessen. Vornehmlich habe ich dabey zwey Dinge vor Augen: wie das Verbrechen entstanden oder was die Beweggründe dazu gewesen? und wie es entdeckt worden? Oft liegen meinem innern Gefühl nach weit unbedeutendere Dinge als wirkliche Bosheit dabey zum Grunde. Oft ist es nur eine kindische Neugierde, oft ein Trieb ohne Grund, und da meine ich, es sey Eingebung eines bösen Wesens, das unbewußt auf uns wirke [1]). Geben wir diesem Triebe nach, so sind wir den bösen Mächten verfallen; gibt uns aber Gott die Kraft zu widerstehen, so sind wir gerettet auf immer; denn wir erlangen, wenn wir das Böse

---

1) Dieses ist auch die bekannte Behauptung vieler Verbrecher. „Ich weiß nicht wie ich dazu gekommen bin! der Teufel hat mich verblendet! Mit Unrecht wird darüber gelacht, aber sie entschuldigt nicht.

bestimmt abweisen, eine Kraft in uns, die über alle Beschreibung geht, und die nur von oben kommen kann; unser freyer Wille muß aber selbst entscheiden. Ich kenne eine sehr gutmüthige Frau, die als Mädchen von 16 bis 18 Jahren immer den Trieb in sich verspürte, ein Haus in Brand zu stecken; sie malte sich die Verwirrung, den Schrecken, die schönen Flammen, gar so schön aus; ja sie meinte, sie müsse nur die Hand ausstrecken, um es zu vollbringen [1]). Wem sie das Haus anstecken wollte, war ihr sehr gleichgültig, auch die Folgen; sie war auf Niemand böse, nur das Durcheinander hätte sie ergötzt. So kam ihr auch oft der Gedanke, Jemand umzubringen, oder auch, selbst in spätern Jahren, lächerliche Handlungen zu begehen, wodurch Andre in Verlegenheit kommen würden. Ich weiß nicht, wie solche unregelmäßige Begierden in der Seele erwachen können, aber ich glaube, es liefert einen Beweis, wie viel öfter Handlungen vorgenommen werden, ohne daß wirklicher böser Wille dabey vorherrscht, und die doch oft hart bestraft werden. Kann denn der Richter nicht auf den Grund der That zurückgehn, und darnach seine Strafe einrichten [2])?

---

1) In unserer nervenkranken Zeit erklären sich daraus wohl viele Brandstiftungen, besonders von weiblicher Hand. Man nennt es zu unbestimmt Monomanie, die etwas Anderes (eine fixe Idee) ist, eine wirkliche Verrücktheit.

2) Das geschieht von einsichtsvollen Richtern so viel wie möglich; aber Gott allein könnte hiernach über jeden Fall richten, und thut es auch. Ueber diesen ganzen Gegenstand wäre viel zu sagen und ist bereits gesagt worden.

Gewiß verhärtet oft das Urtheil erst die Menschen, und macht sie erst böse, wenn sie zuvor nur momentan verrückt waren. — Ich habe mich oft schon darüber gekränkt, daß ich die trüben Tage lieber habe als die hellen, und habe gedacht, ob das eine Anlage verrathe zum Bösewerden? Aber ich habe sie dennoch lieber, so auch starken Schnee, oder überhaupt garstiges Wetter; bei schönem Wetter ist Alles so einerlei, aber bei garstigem Wetter ist Abwechselung, wenn der Regen so an die Fenster schlägt oder die Schneeflocken tanzen, wenn der Sturmwind zum Schornstein herunterfährt und die Katzen heulen. — Ist dieses vielleicht auch die Freude am Schauerlichen? oder ist es das Gefühl des Geborgenseyns [2]?

In Ihrer Seherin wird auch der Phantasmen von Nikolai erwähnt. Ich sehe auch eine Art von Phantasmen, und was ich darunter verstehe, ist Folgendes. Vor mehreren Jahren war ich, so oft ich mich zu Bette gelegt, und es finster im Zimmer war, mit solchen Gebilden geplagt; es schien mir nämlich, als komme aus weiter Ferne ein menschliches Angesicht, ganz klein, und bloß der Kopf auf mich zugeschwebt, welcher immer größer wurde, die Augen rollte oder das Gesicht verzog; auch beson-

2) Vermuthlich beydes, und das Vergnügen an den Phänomenen dazu, und es beweist jedenfalls eine gewisse Stärke im Nervensystem dieser sonst auch körperlich Leidenden und in gewissem Grad Hellsehenden. Bei Kindern, und zwar ganz gutartigen, findet man oft dieselbe Lust am Schlackerwetter und Ungestüm.

ders häßliche alte Weiber erschienen mir ganz nahe, verzerrten die Gesichter auf das furchtbarste, und quälten mich sehr mit ihrem Anblick; auch erhoben sich häßliche Gestalten mit halbem Leib aus der Erde, mit Krallen, Fledermausflügeln und garstigen Gesichtern, und langten nach mir. Dieses nenne ich Phantasmen, und glaube, nur in sehr geschwächtem Zustand können diese entstehen. So erinnere ich mich, als ich die Masern mit beinahe 29 Jahren hatte und zugleich in Mutterhoffnung war, und nach dem Wochenbette, daß ich dergleichen sah. Ganz anders aber stehen andere Erscheinungen vor meiner Erinnerung; diese möchte ich als etwas Vorhandenes gegen jene als etwas Eingebildetes stellen, und sie halten daher keinen Vergleich aus [1]. Wenn ich auf der Straße gehe, wo viele Menschen sind, so komme ich in eine sonderbare Stimmung; da erscheinen mir die Menschen, als verzerrten sie die Gesichter, oder der obere Theil ihres Angesichts nimmt eine völlige Thierlarve an, theils von Wölfen, theils von Raubvögeln, theils von Schaafen rc.; ich gerathe in eine Angst, in einen Taumel, es kommt mir vor, als machten die Menschen Sprünge, verrenne-

1) Was die Verfasserin ihre Phantasmen nennt und oben beschreibt, begegnet mehrern Personen vor dem Einschlafen, besonders in geschwächtem und gereiztem Nervenzustand, wofern dieser nicht immer als Ursache dabei vorhanden ist. Es erscheinen häßliche Gesichter, die sich auf allerlei Weise verwandeln, u. dgl. Ein gewisser sonst gesunder Mann durfte durchaus keinen Kaffee trinken, um nicht von diesen Gestalten geplagt zu werden. Vermuthlich sind es wirklich bloße Wahngebilde, obgleich noch manche Frage dabei übrig bleibt.

ten mir den Weg, kurz ich bin ganz außer mir; ich darf da ganz bekannten Leuten begegnen, ich stolzire ohne Gruß an ihnen vorbei, und werde deßhalb als unhöflich angesehen. Ruft mich Jemand an, so besinne ich mich, und komme ich nach Hause und zur Ruhe, so fühle ich mich matt und abgespannt. Manchmal sehe ich auch Menschen als Gerippe, was aber immer vorbedeutend ist. Vor vier Jahren begegnete mir in W. ein Mann von hier, den ich nur von Ansehen kannte; da war mir, als sehe ich, indem er gegen mich kam, vor seinem Gesicht einen Schleier; ich sagte zu meiner Tochter: „Dieser lebt auch nicht lange mehr"; welches auch eingetroffen ist. Im vergangenen Sommer wollte ich in den Garten eines Bekannten gehen; auf dem Wege dahin begegnete mir sein jüngster Sohn, er grüßte mich freundlich, aber in seinem Gesicht sah ich einen unbeschreiblichen Ausdruck, und sagte zu meiner Tochter: „den hat der Tod auch geküßt." Eben in seinem Lächeln lag etwas so Schreckbares, das über allen Ausdruck ging. Seine Erzieherin, die seit dem Tode seiner Mutter das Hauswesen führt, eine sehr gebildete, verständige Frau, die ich eben besuchen wollte, sagte mir, er befinde sich nicht ganz wohl, es sey aber nicht von Bedeutung; einige Monate darauf starb er in Italien, wohin er der milderen Luft wegen gereist war. So sehe ich oft Menschen, bei deren mir sehr unangenehmem Anblick ich ein Wort denken muß, dessen Sinn sich nachher bestätigt. Eines Zustandes erinnere ich mich, worin ich mich unendlich beglückt fühlte, es war nach den Masern, ich befand mich schwach, ging aber doch

schon aus; da war es mir wie in einem Traum, die Welt bekümmerte mich wenig, den ganzen Tag kamen mir die schönsten Blumen, Arabesken ꝛc. vor die Augen, im Schlaf machte ich Verse, die sehr schön waren, wie mir vorkam, oder sang sehr schöne Rouladen, an die ich im Wachen gar nicht dachte, kurz Alles, was ich angriff, gelang mir wie ein Kinderspiel, aber nur im Traum; noch heute möchte ich mir diesen Gemüthszustand zurückwünschen.

Ein Herr aus W. erzählte mir vergangenen Winter, nachdem er meinen Gespensterglauben (wie er's nannte) belacht hatte, Folgendes, das ihm ein Student, der früher in B. studirt, erzählt habe; es soll erst vor einigen Jahren geschehen seyn. Ein Professor der Physik zu B. glaubte an kein Leben nach dem Tode, und ein anderer Professor sagte zu ihm, er wolle ihm, wenn er sterbe, einen Beweis geben. Derselbe ging nach E. ins Bad, jener blieb zu B. Eines Abends, als letzterer bis zur Dämmerung an seinem Schreibtisch zugebracht hatte, stand er auf und schaute am Fenster. Zu seiner Befremdung saß sein Freund, den er in E. wußte, (gegenüber) am Fenster, und sah ihn an; er grüßte, der Andere dankte nicht, sondern sah ihn nur ganz ernst an. Das fiel ihm noch mehr auf; aber jetzt entzündeten sich auf Einen Schlag (drüben) [1]) alle Lichter am Lüster

1) Die der Deutlichkeit wegen hier gemachten Einschaltungen bringt der Sinn der Erzählung mit sich; die beiden Freunde müssen Nachbarn gewesen seyn.

und auf den Tischen. Da überfiel den Ungläubigen ein Grauen, er ging zu seiner Frau und sagte, sie solle sogleich in des Professors Haus schicken, und sich erkundigen lassen, ob er zurückgekommen sey, und was es denn eigentlich sey? Als die Magd wiederkam, sagte sie, die Mägde (drüben) seyen über ihre Frage erschrocken, und haben sogleich den Saal geöffnet, aber dunkel gefunden; denn der Professor sei noch in C. Den andern Tag kam ein Brief mit der Nachricht, daß er in der Stunde, wo sich dieß ereignet, gestorben sey. Der Professor der Physik habe es dem Studenten selbst erzählt, und gesagt, daß sein Glaube wankend geworden sey.

Ueber das Sich-selbst-sehen hat mir ein zuverlässiger Mann Nachstehendes erzählt. Sein Vater war Schullehrer zu S. Er kam einmal in das Zimmer seiner Frau und fragte sie, wer der Mann gewesen, der so eben von ihr weggegangen sey und ihm auf dem Gange begegnet? Er habe ihm selbst ganz sprechend ähnlich gesehen. Seine Frau wußte von nichts. Am Sonntag, als er von der Kirche nach Haus kam, sagte er: „Denke dir, der Mann, der mir so ähnlich ist, und auch wie ich angezogen, ging heute mit mir Schritt vor Schritt, als ich den Klingelbeutel herumtrug; ging ich, so ging er mit, stand ich stille, so stand er auch.“ Am Nachmittag hatte er einen heftigen Schrecken, legte sich, bekam ein Faulfieber und starb [1]). Für die Wahrheit kann ich bürgen.

1) Daß das Selbstsehen zuweilen, aber bey weitem nicht immer den nahen Tod anzeigt, ist bekannt.

Neulich mußte an dem Dache des Hauses, das wir bewohnen, etwas gemacht werden, und der Steindecker, ein noch ganz junger Mann, mußte aus dem Fenster einer Kammer steigen, die wir inne haben. Es graute mir, wenn ich ihn so kühn aus- und einsteigen sah; ich blieb aber so lange in der Kammer, bis die Arbeit vollbracht war, um sie wieder zu verschließen. Ich fragte ihn, ob er sich denn nicht fürchte, er läugnete es, und ich weiß nicht wie es geschah, daß wir auf Ahndungen zu sprechen kamen. Da wurde er ganz ernst und erzählte mir, sein Vater sey in Ausübung seines Berufs von einem Dache gefallen und gestorben; ihm dem Sohn, habe es einige Tage zuvor geträumt, er habe das Haus und von demselben den Vater herabfallen sehen, grade wie es hernach gekommen. Ich fragte ihn, ob er denn seinen Vater nicht gewarnt oder zurückgehalten habe? Er sagte, er sey noch sehr jung gewesen, der Traum sey ihm aus dem Gedächtniß gekommen, und erst als das Unglück geschehen gewesen, sey er ihm wieder eingefallen.

Folgendes kann ich ebenfalls fest verbürgen. Ein mir wohlbekannter Mann hatte bei seiner Tante die Handlung erlernt, aber viel Verdruß von ihr ausgestanden. Auch hatte er ihrem Mann sein ganzes Vermögen geliehen, auf das Versprechen, daß er einst die Handlung übernehmen sollte. Er sah aber ein, daß er sich mit dieser sehr bösen Frau nicht vertragen könne, suchte das Vermögen wieder herauszuziehen, erlitt aber daran einen bedeutenden Verlust, und die Wittwe war nicht zu be-

wegen, ihm um des einzigen Kindes dieser Leute willen den Ersatz wenigstens auf ihren Todesfall zuzusichern. Erbittert schieden sie von einander. Vor einigen Jahren war der Mann nach Tisch ausgegangen, seine Frau war nicht im Zimmer, und die Magd spülte in der Küche; da kam die Kleine aus dem Wohnzimmer, und verlangte, die Magd solle mit ihr hineingehn, sie bleibe nicht allein darin, sie fürchte sich (die Mutter hörte nebenan ganz genau was gesprochen wurde). — Närrchen, bei hellem Tage?" sagte die Magd. — „Ja, ja, es raschelt drinnen, auf dem Tisch hat es angefangen, und ist so bis an den Ofen gelaufen und an den Ofen hinauf, da hat mich die Furcht so ergriffen, ich gehe nicht mehr hinein"; sie blieb auch außen, bis die Mutter mitging. Wie sie hineingingen, schlug es drei Uhr; jedoch ließ sich nichts mehr hören. Des Abends saßen die Eltern und das Kind um den Tisch beschäftigt; da kam ein Verwandter der Tante in aller Eile, und sagte, der Mann solle sogleich hinkommen, sie werde die Nacht nicht überleben. Erst wollte er nicht, da ihm aber seine Frau zur Versöhnlichkeit rieth, so war er auch zur Versöhnung bereit; allein der Verwandte sagte, dazu möchte es zu spät seyn, denn seit drei Uhr liege sie im Sterben und rede irre, sie sage immer was das für ein großer Mann sei, der am Spinnrad stehe? man solle ihn hinausjagen. Inzwischen ging der Mann hin, und blieb bis zu ihrem Tode, obgleich sie nicht mehr zu sich kam. Aus der Verlassenschaft kam unter andern eine spanische Wand und ein grosses Tischblatt auf den Antheil dieser Leute.

Erstere wurde neben das Bette des Kindes gestellt, letzteres zu Häupten an des Mannes Bette (vermuthlich um den Luftzug abzuhalten). Einige Zeit darauf klagte die Kleine, die Mutter solle die spanische Wand wegnehmen lassen, die Tante komme des Nachts, wenn die Eltern schliefen, daraus hervor, wandle in der Stube herum, betrachte den Vater und drohe ihm mit dem Finger; dann gehe sie wieder in die spanische Wand zurück. Man erfüllte die Bitte des Kindes, und es war von da an ruhig; aber auf das Tischblatt thut es oft Schläge, daß die Leute erwachen, oder wenn sie wachen, in die Höhe fahren, obgleich es schon sehr alt und kein neuer Sprung daran zu entdecken ist.

Eine gebildete Frau, die, wie sie sagte, frei von allem Aberglauben erzogen war, erzählte mir Folgendes, das sie beschwören will. „Ich war Braut, und saß einige Wochen vor meiner Verheirathung mit meinen Eltern im Zimmer. Da sah ich ganz genau, wie die Thür aufgemacht wurde, ein Mann mit finsterm Gesicht sah herein, und winkte mir mit der Hand, zu ihm hinauszukommen. Ich erschrack, daß ich an die Lehne des Stuhls zurücksank und bleich wurde. Meine Eltern bemerkten es und waren besorgt um mich, ich aber sagte, es sey mir nicht ganz wohl. Noch denselben Tag ging ich zu einem frommen Geistlichen, dem ich es erzählte; der sagte mir, ich solle fleißig beten und es mir aus dem Sinne schlagen. Wenig getröstet ging ich zurück; denn ich wußte alles das selbst, was er mir sagte. Einige Zeit hernach

saß ich allein in meinem Zimmer; an der Wand hingen Bilder; da sehe ich ganz deutlich, daß sich die Bilder an der Wand herumdrehen, das Gemälde nach der Wand zu gekehrt, und die Rückseite gegen mich. Ich erschrack auf das heftigste und dachte: In Jesus Christus Namen, was ist das? Da drehten sich die Bilder wieder auf die rechte Seite, ohne daß ich sah, wer es gethan. Den andern Tag fühlte ich mich über diesen Schrecken so krank, daß ich einige Tage das Bette hüten mußte. Mein Vater, der vor meinem Bette saß, sah, daß ich so furchtsam nach den Bildern schaute, und sagte, ich solle die einfältigen Bilder nicht so betrachten, stieg hinauf, nahm sie herunter, und trug sie fort. Wer war froher als ich? — Als ich drei Monate ungefähr verheirathet war, etwa im zweiten Monat meiner Mutterhoffnung, ging ich einmal in den Keller. Wie ich die Stiege hinuntergehen wollte, sagte Jemand neben mir (ich sah aber Niemand) ganz laut und wie aus hohler Brust: Bleib oben, geh nicht hinab! Ich war sehr erschrocken, blieb oben und sagte es meinem Vater; er ging gleich selbst hinunter, wo er einen Sack fand, in dem heiße Asche war, und der lichterloh brannte. — Weil mein Mann verreist war, bat ich eine Freundin, in meinem Zimmer zu schlafen. Ich liege einmal ganz hell wach im Bette, da kommt der gräßliche Mann wieder zur Thür herein, naht sich mir immer mehr, die Augen-starr auf mich gerichtet, und legt sich neben mir in das Bette; ich fühlte ihn deutlich neben mir, es ging eine große Hitze von ihm aus. Denken Sie sich meinen Schrecken; ich wollte ihn abwehren, konnte

aber kein Glied regen; ich wollte schreien, und konnte keinen Laut von mir geben [1]). Endlich erwacht meine Freundin von meinem Stöhnen; wie sie sich aufrichtet, und mich fragt, was mir sey, ist die Erscheinung fort. Der Arzt, den ich am andern Morgen rufen ließ, lachte mich aus, und sagte, es sey vom Blut. — Einige Zeit hernach sitze ich und flicke etwas an einem Kissen von einem Bette, das mir meine Eltern zum Magdbette mitgegeben hatten; es war in einem Ausruf gekauft und ein sehr gutes Bette. Da besucht mich eine Bekannte. Sie fragt mich: Wie kommen Sie zu diesem Bette? Ich sagte: Wie so? meine Eltern haben es gekauft und es mir für die Magd mitgegeben. Sie sagte: Betrachten Sie das Zeichen; kennen sie es nicht? es ist dasselbe Bette, auf dem sich ein Freund von uns erschossen hat, ich kenne es ganz genau. — Ich entfernte das Bette sogleich aus dem Hause, und habe seitdem nie mehr etwas gespürt."

Die Frau, die mir dieses erzählte, ist eine vollkommen glaubwürdige Frau, und ich glaube ihr auch, ohne daß sie die Sache beschwört, weil ich von ihrer Wahrheitsliebe viele Beweise habe.

Eine mir wohl bekannte Frau sieht zuweilen an der Thür zwischen der Wohnstube und dem Schlafzimmer

1) Die Läugner werden (wenn sie nicht unanständigere Bemerkungen machen) an das Alpdrücken denken, das aber auch noch nicht erklärt ist, und die Erzählerin war hell wach. Man sehe, was nachher der Arzt sagt.

bei Tag den Schein einer Gestalt, wie in lange, schleppende weiße Tücher gehüllt, es ist aber nur wie ein Blitz. An ein gläsernes Gefäß, das ganz frei auf dem Ofen steht und woran nichts rühren kann, klopft es zuweilen wie mit etwas von Metall, und dieses wird von mehreren Personen gehört, ohne daß eine Ursache zu entdecken ist. Der noch jungen, zwar kränklichen Tochter, hat es schon mehrmals und in einer Nacht zweymal geträumt, unter dem Kanapee sey ein Stein in der Wand, unter diesem Stein liege in einem schwarzem Netz ein großes schwarzes Buch mit Ketten umwunden, ein kleines Buch mit silbernen Schlößern, zwei Rauchfässer, ein großes und ein kleines; auch hört sie da zuweilen ein Geräusch, als wenn man Geld zählte. Nun ist es auffallend, daß dieses Haus vormals ein Theil eines Klosters war. Indessen will die Bewohnerin nichts unternehmen, und ferner ruhen lassen, was so lange da geruht hat, wenn sich auch wirklich daselbst etwas befinden sollte. Als Mutter und Tochter jüngst Abends zwischen 8 und 9 Uhr allein im Zimmer waren, erhob sich vor der offenstehenden Stubenthür ein abscheuliches Geschrey, beynahe wie das eines Katers, und dennoch nicht so, sondern als wenn man einen Menschen würgte und er sich bemühete zu schreien; auch ist der Vorplatz verschlossen, und es kann keine Katze hinein. Die Mutter und Tochter hörten es beyde auf gleiche Weise. Jene, die ein seltsames Grauen befiel, sagte in Gedanken: „In Jesu Namen sey stille"! und sie hatte diesen heiligen Namen in Gedanken kaum ausgesprochen, als es mitten in einem

Schrey (fünf hatte es bereits ausgestoßen) inne hielt und sich auch weiter nicht mehr hören ließ. Die Tochter sieht manchmal zweyerley Gestalten vor der Thür: die eine ist ihrer Angabe nach weiß, hat ein langes weißes Kleid an mit vielen Falten, die Brust ist ganz platt, und das Kleid ungefähr eine halbe Elle länger als die Füße; um den Kopf hat sie ein weißes Tuch wie einen Turban herumgewunden, und breitet immer beyde Arme aus; das Tuch fällt hinten nicht schleierartig herab, sondern ist bloß um den Kopf gewickelt. Die andre Figur ist als hätte sie ein graues, durchsichtiges Kleid an, wodurch man den schwarzen Körper hindurchscheinen sähe; Kopf kann sie aber nicht an ihm erkennen. Sie sieht aber die Gestalten ebenfalls nur wie im Blick, sie verschwinden gleich wieder. Ueberhaupt versichert sie öfter etwas zu sehen, aber nicht mit den Augen. So behauptet sie, in der hintersten Stube, die als Rumpelkammer gebraucht wird, habe sie mit ihren geistigen Augen einen jungen Mann im Hemd ohne Strümpfe hinter der Thür hängen sehen, der die Zunge aus dem Hals gestreckt und sich bewegt habe. Was Wirklichkeit, was Phantasie bei diesen glaubhaften Leuten ist, kann ich nicht beurtheilen; ich erzähle nur, was und wie sie es wahrgenommen haben.

Wenn ich mein gewöhnliches Nachtgebet gebetet habe und noch wach bin, so bete ich immer für Verstorbene, die noch nicht zu ihrer Ruhe gelangen können. Neulich betete ich auch, da kam mir der Gedanke für das

jenige Verstorbene zu beten, das mir am übelsten gewollt habe, und mir am wehesten gethan. Ich hatte keine Person namentlich dabey im Sinn, denn es sind mehrere dahingeschieden, die mich im Leben arg täuschten und betrübten. Während des Betens kam es knisternd und als wenn man Papier zerknitterte hinter dem Ofen hervor auf mein Bette zu, jedoch sah ich nichts. Aehnliche Erfahrungen, von Geräusch oder auch Gerüchen, habe ich mehrmals beym Beten für Verstorbene gemacht.

Von der
Fürbitte für die Todten.

Die Berliner evangelische Kirchenzeitung, die sich um den christlichen Glauben entschiedene Verdienste, nur nicht durch Bekämpfung dessen erwirbt, was über ihren und der symbolischen Bücher Gesichtskreis geht, hat sich gegen die Lehre vom Hades, von der Predigt des Evangeliums an die Abgeschiedenen und der Fürbitte für sie verschiedentlich ausgesprochen. Unter andern redet sie davon als von „einem in Südteutschland besonders verbreiteten Irrthum", eifert auch dabey gegen die Seherin von Prevorst [1]). Wir wollen nicht hoffen, daß hiedurch das südliche Teutschland, oder wie man ehedem sagte: „das Reich", mit vornehmem Blick in Schatten gestellt werden soll, obgleich der gelehrte und aufgeklärte Norden oder dessen Jugend sich eine Zeitlang dem schmeichelhaften Dünkel überließ, daß von Straßburg bis Wien und von Franken bis Tyrol eine Art von Barbarey

1) Vgl. v. Meyers Blätter für höhere Wahrheit. 11. Sammlung S. 197.

herrsche. Wenigstens möchte die neuere Zeit den Unterschied ausgeglichen haben, wenn er je als vorhanden angesehen werden konnte, während in eben jener Periode viele ausgezeichnete Männer, denen der Norden einen Theil seines Glanzes verdankte, Südteutsche waren. Es mag genug seyn zu bemerken, daß der Geisterglaube und die von der evangelischen Kirchenzeitung verworfene Lehre in allen Weltgegenden verbreitet ist, und in Südteutschland so viel Gegner hat, als einige Breitegrade weiter nach Norden, seinen Boden aber besonders da, wo es einfache, unverbildete und glaubige Gemüther gibt. Auch im Norden sind solche Menschen [1]).

Indessen wollen wir hier wirklich einen wichtigen Beitrag aus dem südlichen Teutschland und zwar aus einem südteutschen Blatte liefern, welchem die evangelische Kirchenzeitung gleichen Eifer in Vertheidigung des Evangeliums mit dem ihrigen wohl nicht abstreiten wird. Sie wird hierin einen Beweis finden, daß keineswegs „der christliche Glaube sich dagegen sträubt", wie sie von jener Wahrheit oder jenem „Wahn" behauptet. Die Redaction des homiletisch-liturgischen Correspondenzblatts aber wird uns diesen Auszug nicht für eine unerlaubte Benutzung anrechnen, indem wir hiedurch die Billigkeit ihres Verhaltens darthun, und sie auch von dieser Seite empfehlen, gleichwie sie als verständige Kämpferin für die Hauptsache des Christenthums, näm-

1) Die Blätter aus Prevorst erhielten schon dankenswerthe Beiträge aus Berlin.

lich für die Versöhnungslehre und für den biblischen Rechtglauben, längst empfohlen ist und reichen Segen stiftet.

In Nr. 15 vom 9. April 1833 theilt das Correspondenzblatt einen Aufsatz mit unter der Aufschrift: „Einige Erfahrungen von der Wirkung der Fürbitte bei Erscheinungen aus der Geisterwelt. In Beziehung auf die Anfrage in Nr. 10 des Jahrgangs 1831". Der Einsender ist seiner abgekürzten Unterschrift und dem Inhalt nach ein Geistlicher, und zwar ein wahrer und ein wahrhaft erfahrener, also nicht etwa eine nervenschwache Seherin, unter welchem Vorwand man aus Unwissenheit solche Erfahrungen verdächtig zu machen sucht. Er verdient Dank für sein Zeugniß, und die Redaction für dessen Bekanntmachung. Seinem Beispiel folgend, wie es der Eingang zeigt, wollen wir ihn gleich selbst reden lassen.

„Ich will Kürze halber mit der Species facti anfangen. Ich wohnte als Vikar in einem Hause, wo gegenüber von meinem Zimmer an den Fenstern eines damals unbenutzt stehenden alten Wohngebäudes alle Abende ein schönes Licht in mannigfaltigen Farben spielte. Mehrere Male beobachtete ich die Erscheinung, und ergötzte mich an dem Wechsel und Farbenspiel der Lichtfunken, welche dem Aufsteigen der sogenannten romanischen Lichter in den Herbstfeuerwerken sehr ähnlich waren. Als ich die Erscheinung zum ersten Mal bemerkte, war ich grade im Begriff zu Bette zu gehen, und da im Hause schon

Alles schlief, konnte ich Niemand darüber fragen. Den andern Tag vergaß ich es, und bekam dadurch Gelegenheit, das schöne Phänomen unbefangen noch einmal beobachten zu können. Denn von dem Glauben an Geisterscheinungen war ich damals so weit entfernt, daß mir auch der Gedanke daran bei dieser schönen Erscheinung gar nicht kam, während ich mich in Muthmaßungen über die Ursachen irgend einer optischen Täuschung oder über die Möglichkeit, ob sich eine Art von Irrlicht in einem verschlossenen Zimmer bilden könne, erschöpfte. Ich war daher frappirt, als ich auf meine Nachfrage die Antwort erhielt: „das ist der Lichtlesgeist", wobei denn versichert wurde, es sey eine Person von vornehmem Stand, die noch keine 40 Jahre todt, und in ihrem Leben als eine christliche Dame bekannt gewesen sey. Es wurde mir ausführlich erzählt, daß mein Vorgänger, der an kein solches Geisterspiel geglaubt habe, manche Stunde der Nacht in jenem Zimmer zugebracht, und sich alle mögliche Mühe gegeben habe, die Sache natürlich zu erklären. Da ich diesen als einen Mann kannte, dem es nicht nur nicht an der nöthigen Besonnenheit und Geistesgegenwart zu einer solchen Untersuchung fehlte, sondern der auch mit vorzüglichen physikalischen Kenntnissen ausgerüstet ist, um ein solches Phänomen vielseitig auffassen und beurtheilen zu können (es ist der allgemein hochgeschätzte Professor Sch. in B.), so war ich um so geneigter, die Möglichkeit der Wirkung eines abgeschiedenen Geistes anzunehmen, und die Belehrungen, welche die heilige Schrift über das Reich der Geister gibt, auf-

suchen. Indeß ich nun mehrere Wochen lang jeden Abend dem seltsamen Lichterspiel zusah, und dabey über die Offenbarungen Gottes, welche den Zustand der Seelen nach ihrem Abschied aus der Sichtbarkeit betreffen, nachdachte, schnitt es mir oft durchs Herz, wenn mir auf meine weitere Erkundigung mit leichtfertiger Rede, oft in leichtsinnig scherzendem Ton dieselbe Erzählung wiederholt, und mit kühner Behauptung Name, Geburts- und Todestag ꝛc. in den Kirchenbüchern nachgewiesen wurde. Auf eine ganz natürliche und nothwendige Weise entwickelte sich unter solchen Nachforschungen der Gedanke, es sey meine Pflicht, für diese arme Seele zu beten. Doch von der Erkenntniß der Pflicht ist auch noch ein Schritt bis zur That. Eines Abends kam ich von einem Ausgang, den ich in meinem Beruf gemacht, spät nach Hause. Es war eine finstere November-Neumondsnacht, und ein dichter Nebel drückte das enge Thal; aber als ich an jenen Fenstern vorüberging, leuchtete mir das lazurblau und goldgrün spielende Licht aus denselben freundlich entgegen. Alsbald kniete ich in der dunkeln Nacht auf der freien Straße nieder, und betete in aller Einfalt (ich gestehe wohl, daß es mir nicht recht klar war, was und wie ich beten wollte), mit der Tendenz, damit in die Seele des Geistes hineinzuwirken, und für ihn um Ruhe zu bitten, ein stilles Vaterunser; stund dann auf, winkte dem Lichtgeist noch mit der Hand ein freundliches „Gut Nacht" zu, und ging nach Hause. Wirklich hatte ich die Satisfaction, von da an nur noch ein einziges Mal, und zwar nur auf

etliche Augenblicke in der Neujahrsnacht, außerdem aber niemals wieder das Licht zu erblicken. Ja, auch den Leuten im Dorf (die freilich von mir nichts erfuhren) fiel es auf, und ich hörte nicht ohne geheimes Vergnügen und Dank gegen Gott einigemal die Leute sagen: „der Lichtgeist hat sich schon lange nicht mehr sehen lassen“. Nun möchte ich doch denjenigen hören, der mir beweisen könnte, der Teufel habe diese Erscheinung bewirkt (Jahrgang 1831 Nr. 52), und mein Gebet sey nichts als Sünde und Aberglaube gewesen. Denn — wohl zu merken: ich betete nicht wider sondern für die Erscheinung“.

Wir unterbrechen hier die Berichte, um einige Bemerkungen einzuschalten. Die Anfrage vom Jahr 1831 haben wir nicht zur Hand. Sie läßt sich verstehen, und die Antwort ohne sie. Daß das bunte Licht in diesem alten Hause nicht von verwitterten Fensterscheiben im Mondschiller herrührte, ist offenbar, da es jeden Abend erschien, und zuletzt in einer trüben November-Neumonds-Nacht. Es wäre zu wünschen, daß auch der Vorgänger des Berichterstatters, Prof. Sch. in B. (wie er bezeichnet wird), Zeugniß über die Sache ablegte, und besonders die Frage beantwortete, ob er selbst in dem Zimmer des alten Wohnhauses, worin das Licht erschien, bei Nacht gewesen, und was er alsdann wahrgenommen; denn weil dieses nicht hinzugesetzt wird, so könnte man das „Zimmer“ für das des gegenüberstehenden Pfarrhauses halten, von wo aus der Erzähler beobachtete. Vielleicht ist jenes wirklich geschehen, ohne daß das Licht

sich innerhalb des Spukzimmers gezeigt hat. Ferner, wie sollte es kommen, daß die „christliche Dame" nach bald 40 Jahren sich noch in der Unruhe befunden hätte, die das Lichterspiel anzeigt? Es ist Mehreres möglich. Wie wenn ungeachtet ihrer christlichen Denkungsart Eitelkeit und Glanzsucht diese Seele im Leben beschwert, und ihr nach dem Tode die Kraft des Glaubens gemangelt hätte, sich darüber und über die Vorwürfe des Gewissens mit voller Zuversicht auf die göttliche Gnade zu erheben? Allein die Erzählung scheint auf etwas Weiteres zu deuten, was die Abgeschiedene beunruhigt haben kann, und dieses mag auch hier bedeckt bleiben. Die eigene Frömmigkeit dieser Person möchte aber die Wirkung der Fürbitte des frommen Vikars erleichtert haben; denn diese Wirkung war auffallend schnell. Welches Weib, welcher Mann, ist vor Fehltritten sicher? Wohl ihnen, wenn ihnen um deß willen, an den sie geglaubt haben, so leicht vergeben werden kann. Und dennoch schwer, nach vieljähriger Noth. Eben darum kann diese Lehre nicht zum Leichtsinn führen; denn geschieht das am grünen Holz, was will am dürren werden? Auf der andern Seite liegt in dieser Geschichte ein schöner Beweis von der Kraft der Liebe und des Gebets vor, ja von der Kraft des einfältigen Bittens im Glauben mit den Worten des Gebets, das der Herr uns gelehrt hat, und worin wir in seinem Namen um Sündenvergebung und Erlösung für uns und Andere flehen. Die letzte Erscheinung in der Neujahrsnacht auf Augenblicke sieht sich an wie ein Dank und eine Anzeige des fröhlichen

Abschieds aus der Zeit, welche sich damals wandte. Gewiß, keine Fürbitte bleibt unbelohnt. Wie wohl mag's thun, wenn uns einst zugerufen wird: Ach für mich hast du gebetet! — Der Erzähler fährt fort.

„An einem andern Orte kam eines Tages eine Dienstmagd, eine gute, treue Seele, die den Heiland herzlich liebte, und auf die Triebe seines Geistes zu achten gelernt hatte, mit der Frage zu mir: „Her Pfarer! söll mer au für der Tüfel bäta"? (Ich muß aber zum Voraus bemerken, was ich erst geraume Zeit nachher erfuhr, daß dieses Mädchen niemals an Geistererscheinungen geglaubt hatte, und in ihrer Einfalt eine Erscheinung, von der sie häufig beunruhigt wurde, dem Teufel zuschrieb.) Wie kommst du zu der Frage? sagte ich verwundert. Ich darf es nicht sagen, antwortete das Mädchen; aber — setzte sie nachdrücklich hinzu — es ist mir gewiß Ernst. Ich suchte sie hierauf zu belehren, daß nach der Schrift der Teufel ein grundböses Wesen sey, daß auch keine Spur in der Schrift zu finden sey, die uns hoffen oder vermuthen lasse, daß sich die Dämonen je bekehren könnten, daher sey eine Fürbitte für dieselbigen etwas in sich Widersprechendes und Undenkbares. „Wenn ich mit irgend einem feindseligen Wesen in Berührung komme", sagte ich, „von dem ich eine gegründete Hoffnung haben kann, daß es sich noch bekehren und zur Erkenntniß der Wahrheit kommen kann, so muß dieses Wesen um Christi willen ein Gegenstand meiner Liebe werden, und ich soll also auch für dasselbe beten. Aber das ist bei dem Teufel nicht

der Fall". Ich hatte mich dieses Gegensatzes bloß zu der Erläuterung meiner Behauptung, daß für die Dämonen keine Fürbitte Statt finden könne, bedient, ohne daran zu denken, daß ich damit den Satz aufstelle: man könne und solle für Seelen abgeschiedener Menschen, wenn man mit solchen in eine Berührung komme, Fürbitte thun. Ihr aber wurde dadurch der Unterschied zwischen Teufeln und Geistern der Menschenseelen klar, und mehr bedurfte es für sie nicht. „So! ich dank', ich dank' Ihnen", sagte sie schnell; „ich versteh' jetzt schon"! und ging. Erst geraume Zeit nachher erfuhr ich, daß sie von da an für den Geist, der sie beunruhigte, gebetet hat. Ob dieß dem Geiste zu einiger Beruhigung diente, habe ich nicht erfahren; daß es aber ihr selbst zu gut kam, weiß ich gewiß. Sie hatte vorher durch den Einfluß jenes Geistes an ihrem Körper und an ihrem Geiste gelitten, beydes hörte bald auf; und für ihre Seele war dieses Gebet von entschieden gesegneter Wirkung".

Das war also eine gesegnetere Belehrung als die des vormaligen sächsischen Predigers an eine andere Bauernmagd, wovon die evangelische Kirchenzeitung Nachricht gibt[1]), und ohne Zweifel nicht minder christlich. Man überlege nun, ob dem vorurtheilsfreyen und erfahrenen Seelsorger der Vorzug gebührt, oder dem, der an Menschenlehren haftet. Es scheint, daß die Lehre, alle Gespenster seyen Teufel, der Dienstmagd in unserer Er-

1) S. die angeführten Blätter S. 198.

zählung ebenfalls eingepredigt gewesen, bis sie durch jenes Begegniß eines Andern überzeugt worden. Was der Erzähler von dem Unterschied zwischen Menschenseelen und Dämonen in Absicht auf die Fürbitte sagt, hat unstreitig seine Richtigkeit. Man kann dieses schon daran abnehmen, daß erstere die Fürbitte der Lebendigen begehren, letztere nicht, vielmehr nach zuverlässigen Beyspielen selbst behaupten, daß für sie keine Erlösung sey. Zwar soll das Evangelium aller Creatur gepredigt werden (wie weiter unten angeführt ist); aber den Teufeln wird es fürerst nur zu ihrem Schrecken verkündigt. Ob ein Zeitraum kommen wird, wo auch sie noch fähig werden, an dessen unbedingte seligmachende Kraft zu glauben, wo es mithin den Verklärten möglich seyn wird, auch für sie im Namen Jesu um Erbarmung zu bitten: dieses bleibt dem ewigen Rathschluß des Allwissenden überlassen, wovon sich dennoch vielleicht Spuren in der Schrift finden; zur Zeit haben wir keinen Befehl für sie zu bitten, es wäre zwecklos, und sie stehen in der Todsünde (1 Joh. 5, 16), ihre Zeit ist noch auf keinen Fall gekommen, die der Abgeschiedenen aber ist mit Christo angegangen (Joh. 5, 25). Die Dienstmagd also hat auf den Unterricht oder Wink eines verständigen Geistlichen sich selbst und vermuthlich auch der armen Seele geholfen, die sie bey fortdauerndem Wahn, daß es nur ein Teufel seyn könne, noch unglücklicher gemacht haben würde. Man nehme für vorkommende Fälle — die zweyerley Parteyen für unmöglich halten — ein Beyspiel hier an. Der Erzähler berichtet eine dritte Begebenheit,

„Wieder an einem andern Orte hörte ich in der Nacht eine Person im Zimmer neben meiner Schlafkammer auf und ab gehen. Am Tritt erkannte ich deutlich den Gang einer Frauensperson, ich hörte z. E. das Rauschen eines taffetnen Gewandes und dergl. Während ich mich lauschend im Bette aufgerichtet hatte, und mich anzukleiden anfing, um der Sache nachzugehen, wurde es stille, und nun schien die Erscheinung, nachdem der Sinn des Gehörs befriedigt war, sich für das Gesicht bilden zu wollen. Aus einem grauen Nebel entspannen sich die Umrisse einer weißen Frauengestalt, die im Vollmondschein (es war der Ostervollmond) stille an der Wand stund. Jetzt fiel mir ein, dieß sey die Gräfin von Schl., von deren Erscheinnngen ich an dem Ort schon gehört hatte. Der herrschende Affect in mir war in diesem Augenblick nur die Neugierde, doch war mein Herz zugleich still betend. Indem sich aber die Gestalt so vor meinen Augen entwickelte und ausbildete, wandelte mich allmählich ein Grausen an, und statt mit der armen Seele freundlich zu reden, und ihr die Gnade und Liebe des Sünderfreundes nahe zu legen, fing ich an, in heftigem Affect, mit ausgerecktem Arm und starker Stimme zu predigen, „daß in dem Namen Jesu sich beugen sollen aller deren Kniee, die im Himmel und auf Erden und unter der Erde sind", und indem ich das sagte, schwand sie mit einem wispernden Krachen dahin, und ich habe sie von da an nie wieder gesehen. Ich kann nicht läugnen, daß es mich von Stund an reute, und mir zur Stunde noch wehe thut, daß ich

gegen die arme, körperlose Seele einer Frau so hart gewesen, von der ich aus guten Gründen annehmen konnte, daß sie diejenige sey, welche einst vor 375 Jahren an diesem Orte viel Barmherzigkeit erzeigt hatte, und die sich jetzt in einem traurigen Zustand befand, der, wie ich aus den Ausdrücken der heil. Schrift schließe[1]), ein unruhvoller, schlaf- und traumähnlicher Zustand ist. Es war die Härtigkeit meines Herzens, die sich mir in diesem Fall der Ueberraschung offenbarte. Es hieß mit Kolben dreingeschlagen, wo mit Lanzetten operirt werden soll. Und was vollends das Grausen und die Furcht vor Geistern betrifft, die in solchen Fällen gleich nach den stärksten Sprüchen der Bibel greift, so ist diese, wenn nicht immer, doch meistens etwas so Unnöthiges, daß ich sie mit einer Don-Quixotes-That vergleichen möchte, der einen Vierundzwanzigpfünder aufpflanzt, um ein Hühnerhaus zu belagern. Gewiß, diese armen, körperlosen Geister fürchten und schämen sich vor uns; wir brauchen uns nicht vor ihnen zu fürchten, und es ist auch in dieser Hinsicht eine große Schwachheit, ihre unbedeutenden (wiewohl nicht unbedeutsamen) Operationen grade der Macht und List des Satans zuzuschreiben. Doch glaube ich, auch selbst in dem Fall, wenn ich bey irgend einer beunruhigenden Erscheinung Grund zu haben glaubte,

1) „Z. B. Ps. 49, 15. Hiob 10, 21. 22. daß der Schlaf der Frommen von diesem verschieden ist, und daß die Stellen, wo Entschlafen so viel als Sterben bedeutet, wieder von diesen beyden zu unterscheiden sind, wird sich von selbst verstehen“.

dieselbe dem Teufel selbst zuschreiben zu müssen, so wäre es auch dann meine Pflicht, zu ihm zu sagen: du bist eine Creatur; und mein Herr hat gesagt: Prediget das Evangelium aller Creatur. Auch du sollst, wenn auch ungern, doch nichts als von der Gnade Jesu Christi gegen arme Sünder von mir hören".

Indem der Verfasser sich hier als einen wahren Evangelisten darstellt, möchten wir diejenigen, welche dasselbe Amt, das die Versöhnung predigt, mit gleicher Wärme führen, freundlich und ernstlich fragen, was sie gegen die Beweisstelle: „Prediget das Evangelium aller Creatur" (Marc. 16, 15), in Bezug auf dessen Predigt an die Todten mit Grund einzuwenden vermögen? Zwar werden Theologen von allerley Farbe mit der Philologie auftreten, und uns beweisen wollen, das griechische Wort für Creatur (κτισις) bedeute nach dem Hebraismus nur Menschen mit Fleisch und Bein, und zwar die Heiden. Allein das heißt eine besondere Bedeutung einer allgemein redenden Stelle aufzwingen, und das Verdienst des Heilandes, des Wiederbringers der ganzen Schöpfung, dessen der Alles neu macht, aus gelehrtem Vorurtheil verkürzen. Man läugne doch, daß eine abgeschiedene Seele eine Creatur ist! Nur wenn man dieses kann, wird man die berühmten Worte des Apostels Petrus (1 Petr. 4, 6): „dazu ist auch den Todten das Evangelium verkündigt" (oder auch: „wird verkündigt", denn es ist der Aoristus), wunderlich genug von den Lebendigen verstehen dürfen, nämlich so: „dazu ist auch den

jetzt Verstorbenen das Evangelium bey ihren Lebzeiten verkündigt worden" — was denn sehr übel in den Zusammenhang paßt. Selbst der gute Bengel verirrte sich in diese flache Auslegung, und sagt entschieden in seinem Gnomon: Evangelium nulli post mortem prædicatur. Er muß aber doch hinzusetzen: iis, qui olim vixerant, Christus ipse prædicavit, C. 3, 20. (bei der Höllenfahrt); in N. T. abunde prædicatur viventibus. Ad quos ea prædicatio in vita non pervenit, de iis videt Dominus. Also ist dennoch einmal das Evangelium den Todten gepredigt worden; damit soll es aber genug seyn, jene zweyte Stelle Petri soll aus dieser ersten kein Licht empfangen, im Neuen Testament wird das Evangelium reichlich den Lebendigen verkündigt (wann? wo? auch im Mittelalter? auch zu unsrer Zeit?), und zu denen diese Predigt auf Erden nicht gelangt ist, wegen deren sieht Gott zu! Wie das? mit oder ohne Evangelium? da sich Gott aller seiner Werke erbarmt, so müßte es für diese Heiden ein andres Evangelium geben, vermöge dessen er sich ihrer erbarmen könnte; da es nun kein andres gibt (Gal. 1, 6 ff.), so kommen wir mit den Heiden wieder auf den Spruch in seiner gelehrten Auslegung: „Prediget das Evangelium aller Creatur", und fragen, ob denn der verstorbene Heide nicht auch ein Heide ist? „Wegen deren sieht der Herr zu!" ganz gewiß; aber auch wir dürfen ihretwegen zusehen, und uns überzeugen, daß die Gnade Gottes in Christo ewig und unendlich ist. Was aber den Teufel und seine Engel wenigstens vor der Hand und auf Ewigkeiten betrifft,

so haben wir uns schon oben mit dem Erzähler einverstanden erklärt, und billigen vollkommen, daß er diesen Feinden das Evangelium zu ihrer Beschämung entgegenhalten will, unter welchen Umständen und in welchem Sinn es auch seyn mag, und nichts als diese Lehre „von der Gnade Jesu Christi gegen arme Sünder". Diese Predigt ist auch an die verdammte Creatur die rechte. — Was die Erscheinung selbst anlangt, so zeigt sich hier wieder, was anderwärts vorkommt: Erregung der Aufmerksamkeit durch den Gehörsinn, dann eine Nebelhülle und hieraus eine Gestalt sich hervorbildend. Wohl hätte der Erzähler sanfter verfahren können, und würde dann diese Unruhige vermuthlich öfter gesehen haben, auch wissen was sie, der geübten Barmherzigkeit ungeachtet, Jahrhunderte lang im Zwischenstand gefangen hielt. Er war erschrocken, und wie er selbst richtig erklärt, mit Unrecht. Allein die sinnliche Natur (nicht „der christliche Glaube") sträubt sich gegen jede Erscheinung aus einer andern Welt; jenes Grausen ist für Unvorbereitete höchst natürlich, und gehört zu den Eigenheiten unsers thierischen Menschen, weßwegen es auch die Thiere befällt, wenn ihr andres Gesicht aufgeschlossen ist. Kindern kann man die Gespensterfurcht ausreden und abgewöhnen, aber man kann ihnen den Schrecken über ungewöhnliche Vorkommenheiten so wenig wie den Erwachsenen nehmen, und es ist falsch, daß die Wärterinnen ihnen jene Furcht einpflanzen, obwohl sie solche nähren können. Wie kann man pflanzen, wo kein bequemer Boden ist? Ein Kind, welches zum ersten Mal einen Schornsteinfeger in seinem

rußigen Habit mit geschwärztem Gesicht erblickt, zittert vor diesem erschrecklichen Wesen, obgleich es von dieser Welt ist, und fürchtet sich vor ihm so gewiß von Natur, als überhaupt vor schwarzen Kleidern und andern schwarzen Gegenständen, wenn es sie nicht gewohnt ist. Wer Kinder beobachtet, überzeugt sich leicht von diesem psychologischen Phänomen. Auch Thiere zagen davor; ich sah eine zahme Katze in großer Scheu vor einem Kaminfeger. Dieser Katze hatte wohl keine Amme vom schwarzen Mann erzählt. Wenn also der christliche Berichterstatter sich selber der Herzenshärtigkeit anklagt, so werden wir ihn um so mehr entschuldigen; seine gemeine Natürlichkeit (nämlich die er mit allen seinen Brüdern nach dem Fleisch gemein hat) überwog im Augenblick der Ueberraschung den liebreichen Willen. Welcher Besonnene ist auch auf einen solchen Besuch gefaßt? Indessen hat er dennoch der armen Seele das Evangelium verkündigt, wenn es auch klang, als ob es an einen Teufel geschehe; ein heiliger, seligmachender Name wurde ihr ins Gedächtniß gerufen, und was hinderte den Prediger, ferner für sie zu beten, oder es noch zu thun? Hier gilt keine Entfernung. — Der Erzähler schließt.

„Mein Name thut hier zur Sache nichts. Ich habe die Thatsachen einfach erzählt, und weiß gar wohl, daß es demjenigen, welcher darauf ausgeht, die Sache für Täuschung der Phantasie zu erklären, an psychologischen Erklärungen nicht fehlen kann, er kenne mich von Person oder er kenne mich nicht. Darum ist es ja auch

gar nicht zu thun, und es erlaubt weder der Raum noch der Zweck dieses Blattes, die Frage zu erörtern, ob es Geister gibt oder nicht, sondern die Frage ist, ob diejenigen, welche mit Geistern in Berührung kommen, für dieselbigen beten sollen oder nicht.

Pfr. H.

Recht gut, lieber Herr Pfarrer! aber wenn es, oder vielmehr da es keine Geister gibt, so kann auch Niemand mit Geistern in Berührung kommen, soll also auch nicht für dieselben beten. So spricht der eine Theil; der andre sagt: die Geister oder Menschenseelen sind entweder selig oder verdammt; jene bedürfen der Fürbitte nicht, und diesen hilft sie nicht. Da kämen wir wieder recht in den Papismus hinein! Uebrigens ist's entweder Täuschung oder der leibhaftige Satan. Die Bibel weiß nichts vom Evangelium an die Todten, von der Fürbitte für sie; wir wissen besser zu interpretiren. — Und unter diesem Geschrey muß die Weisheit sich rechtfertigen lassen von ihren Kindern. Wir sagen also vielmehr: Lieber Herr Pfarrer! haben Sie Dank für Ihre Nachrichten aus dem Geisterreich, für Ihre gegründeten Ansichten, für die Lehre die Sie darüber geben, ob man für die Todten beten soll (auch wenn man nicht mit ihnen in merkliche Berührung kommt) oder nicht, wovon sich's allerdings allein handelt, während Andre auf ihre Verantwortung die Geistererscheinungen läugnen oder dem Teufel zuschreiben mögen; für Ihren thatsächlichen Beweis, daß „der christliche Glaube sich nicht da-

gegen sträubt", und daß die Seherin aus Prevorst so wenig eine Lügnerin war, als Andre, die etwas der Art gesehen oder gehört, den Abgeschiedenen Evangelium gepredigt und für sie gebetet haben. Fahren Sie, lieber Herr Pfarrer, fort es zu thun, wenigstens wenn sich Ihnen ein näherer Anlaß zeigt, welchen wir aber im Grunde stündlich haben, und getrösten Sie sich, wenn Sie auch auf diese Weise das Gebot befolgen, „für alle Menschen zu bitten", sie mögen diesseits oder jenseits seyn, daß die Frucht hievon Ihnen einst herrlich entgegenwinken wird.

— y —

Zwei Geschichten

ähnlich der im Schlosse Slawensik *).

Die nachstehende Geschichte des Theologen Schuparts, die ihm zu Pfedelbach, das wenige Stunden von Prevorst liegt, in den Jahren 1703. u. s. f. begegnete, muß für die Leser der Seherin aus Prevorst um so mehr von Interesse seyn, als mit ihr die den Herrn Hofrath Hahn und andern im Schlosse Slawensik begegnete, in jener Schrift angeführte, Geschichte, sehr viele Aehnlichkeit hat. Auch die nach ihr gegebene Geschichte, die sich im Jahre 1659 im würtembergischen Kloster Maulbronn ereignete, läßt sich mit ihr in Vielem vergleichen.

Johann Gottfried Schupart war im Jahre 1677. am 22. Oct. zu Heinsheim in Franken geboren, studirte zu Jena und legte sich, neben der Theologie, besonders auf die orientalischen Sprachen. Im Jahre 1763 kam er als Pfarrer und Konsistorialrath nach Pfedelbach, Anno 1708 als Pastor und Scholarch nach Heilbronn und Anno 1721 als Professor der Theologie nach Giesen.

1) Die Seherin aus Prevorst 2. Theil.

Im Jahre 1730 den 3. August starb er unvermuthet als Rector der Universität, an einem Schlagfluß, im Schwalbacher Bade, unter dem Wassertrinken. Er war ein durchaus wahrheitsliebender, von seinen Zeitgenossen geehrter Mann.

Die Geschichte seiner gespenstigen Verfolgungen pflegte er jedesmal in seinen Vorlesungen über die Dogmatik bei der Lehre von den Engeln zu erzählen. Wie sie von einem seiner damaligen Schüler getreu nachgeschrieben wurde, geben wir sie hier wieder, und überlassen dem geneigten Leser die Auslegung, nach eigenem Glauben.

Schupart pflegte sie also zu erzählen:

Weilen wir jetzo in collegio thetico de Angelis malis reden, und zugleich fragen: an Diabolus possit gere in corpus? so will ich mein eigen Exempel, so mir wiederfahren, und davon ich vor dem dreimal heiligen Gott bezeuge, daß es wahr sey, auch auf erforderten Fall nicht nur mit einem Eyd, sondern auch mit mehr als hundert Zeugen beweisen wollte, erzählen. Ich weiß zwar wohl, daß bei Erzählungen von Gespenstern viele alte Weiber-Mährlein mit unterlaufen, aber ich versichere, daß ich mein Tag nicht so abergläubisch gewesen, habe auch niemalen viel auf dergleichen gehalten, ich habe zwar kein Journal darüber geführt, doch will ich erzählen, was mir beifällt. Ich habe bei die 6 Jahr mit dem Teufel gekämpft, und bin fast keine Viertelstunde sicher gewesen, daß mir der Teufel nicht den Hals umgedrehet; der Anfang war also: Ich lag in meinem Cabinet im Bette, und schlief, und meine Frau lag gegenüber, und hatte das

Fieber, da kam es um 1 oder 2 nach Mitternacht an die Thür, und schlug dieselbe mit einer solchen Heftigkeit zu, als wenn sie sollte in Stücke fahren. Ich fuhr aus dem Bette auf, und ob ich schon nicht recht geschlafen, sondern nur geschlummert, meine Frau aber auch sehr erschrocken, so bildete ich mir doch ein, es müsse uns beiden geträumt haben, legte mich deßwegen wieder nieder, und hatte doch so meine Gedanken darüber, weilen ich eben damalen einen Bruder hatte, der sehr krank war, welcher auch nachgehens gestorben ist. Doch dachte ich: es hat dir geträumet, setzte mich deßwegen wieder in's Bett, ob sich etwa was weiter wollte hören lassen. Indem schlug es die Thür nochmal eben so hart zu, wie zuvor und da sahe und hörte ich, daß es kein Traum war, doch schlug ich mir's aus dem Sinn.

Des folgenden Abends setzte die Magd das Licht auf den Tisch, dieses schlug es von dem Tisch, daß es auf der Erden weit hinaus fuhr, und blieb doch brennen, und aufrecht stehen, und das machte mir vielerlei Gedanken. Hernach fuhr es immer weiter fort, es warf mir Steine an den Kopf von 6, 8, 9—10 Pfd. und zwar so geschwind, als wenn sie von einem Bogen abgeschossen würden, und durch die Luft pfiffen, daß die ganzen Fenster mit Scheiben und Blei hinausfuhren, mich aber hat keiner getroffen, nur fast alle Tage hatte ich neue Fenster zu machen. Oft bin ich in 4 Wochen nicht aus den Kleidern gekommen, es hat mich in's Angesicht geschlagen, mich mit Stecknadeln gestochen, gebissen, daß man utramque seriem den-

Kamm [1]) gesehen, die zwei großen Zähne standen da, und waren so spitzig und scharf wie Stecknadeln. Wann ich in der Beicht gewesen, hatte ich allezeit die größte Anfechtung, und mußte ordinaire, wann ich nach Haus kam, alle meine Bücher wieder zusammen suchen, die es herunter von der Bücherbank und durch einander geworfen hatte. Wann ich habe schlafen wollen, so habe ich mich mit einem Backen auf's Kissen gelegt, und den andern mit einem andern Kissen zugedeckt oder zugebunden, daß ich vor den Maulschellen sicher war, da hat mich's dann hingegen gezwickt, gepetzt und doch geschlagen.

Endlich hab ich mich des Nacht's wider die Wand gesetzt, und hab also Syeys Histoire de l'Eglise, 4 starke Quartant ganz durchgelesen. In Specie hat's Feuer angelegt [2]), und da habe ich meinen Landes-Herrn um etliche Wächter gebeten, und Ihnen remonstriert, wie es nicht nur meinen, sondern auch den andern armen Unterthanen Nutzen und Schaden betreffe, und zwar wollte ich nach meinem Gutdünken ehrliche, fromme Männer auslesen, welches mir auch erlaubt worden. Diese Wächter nun haben zugesehen, wie es mich geschlagen, haben auch wohl Ohrfeigen mit bekommen, ob sie gleich allenthalben mit dem Degen um sich in der Stube herumgefahren.

Es hat meine Frau in Gegenwart von 12 Personen auf die Backen geschlagen, daß man es durch 3, 4 bis 5 Zimmer gehört. Sie hat wieder in einem andern Haus,

---

1) beide Zahnreihen.

2) Dieß wiederhohlt sich in der unten angeführten Geschichte zu Maulbronn und in der des Mädchens von Orlach.

dahin sie sich, weil ich ausgegangen, retirirt, in Gegenwart von 3 Personen mehr als 50 Backenstreiche bekommen, daß Sie auch gesagt: Ich kann die Schläge sowohl in meinem, als in eines andern Haus aushalten. Die Schläge aber, obschon sie so erschrecklich auf die Backen geklatschet, so haben sie doch nicht so wehe gethan, als man aus dem Klatschen hätte urtheilen mögen.

Wie es nun so gar arg thäte, so schlosse ich mich auf herrschaftliche Erlaubniß mit in das öffentliche Kirchengebet ein, bate auch meine Zuhörer, daß sie ja sich nicht ärgern, oder durch Vorurtheile sich versündigen möchten, wenn auch Gott dem Satan gar zuließe, daß er mich umbrächte, und ich etwa hie oder da tod gefunden würde. Wenn ich Abends nach Gewohnheit Betstunde gehalten, da meine Zuhörer fleißig hineinkamen, hat es mich, da die ganze Stube voll Leute gewesen, die es gesehen und gehört, unter währendem Gebet gestochen, gebissen, geschlagen, und gezwickt, daß auch endlich ich nebst meiner Frau die Beine unter deren bei uns Sitzenden Kleider verstecken mußte. Es hat mir und meiner Frau Stricke um den Hals geworfen, daß, wo wir sie nicht geschwind hätten abgemacht, wir ohnfehlbar wären strangulirt worden. Der Talmund hat insonderlich unter meinen Büchern sehr leiden müssen. Die Kirchenordnung hat's zerrissen, item die Blätter aus denen Gebet- und Gesangbüchern. Hedinpros Neues Testament hat's zerrissen, und mir vor die Füße geworfen. Das Evangelium Johannis hat's zerrissen, et quod maxime notandum, als ich die Epistel an die Römer in meinen Exordiis expli-

cirte, und eben an das 8. Capitel v. 17 et 18 gekommen war (Sind wir dann Kind, so sind wir auch Erben, nehmlich Gottes Erben und Miterben Christi, so wir anders mit leiden, dann ich halte es dafür, daß dieser Zeit Leiden nicht werth sey der Herrlichkeit, die an uns soll offenbaret werden) so riß es mir das Blatt, da der Text aufstund, in dem eben dieses Blatt mit diesem Vers anfing, aus dem Buch, da ich nun auf die Kanzel kam, hatte ich den Text nicht, meiner Frau aber, die zu Hause krank lag, wurde dieses Blatt kurz und klein zerrissen auf das Bett gestreuet. In der Bibel hat's nichts gethan, ohne einmal, da es das 74. Capitel des Propheten Jesaiæ mit Dinten beschüttet.

Ich lag einmal im Bette, da warf es die Tranchir-Gabel nach mir, allein der Stiel traf mich, das Messer folgte der Gabel auch sogleich nach, aber ich blieb immer unbeschädigt. Ein andermal warf's wieder dieses große Messer nach mir, als ich's hörte kommen (maßen alles in der Luft pfiffe wie ein Pfeil) [1], so zukte ich, es thät mir auch wehe, aber ich wurde doch nicht beschädigt; ich saß einmal in der Stube im Hemd, da fuhr mir ein sehr spitziges Messerlein an die Seite, wie es nun meine Frau hörte sausen, sprach sie: Du hast gewiß etwas bekommen? ich sahe zu, so steckte das Messer da, aber mir war nichts. Als ich nun eben zu meiner Frau sagte, da sehe sie ja deutlich den göttlichen Schutz, fuhr ein pfündiger Stein mir an den Kopf her, und schmiß das Fenster

---

1) Dieß war auch bei den Würfen in Slavensik der Fall.

aus. Wenn ich zu Bette gegangen, bin ich oft auf Stecknadeln gefallen, daß sie krumm wurden, mich aber haben sie nicht beschädigt. Meine Studiosi, so bei mir in meinem Hause logirt, haben manchmal Koth [1]) und Steine in ihren Säcken gefunden. Die Sessel sind in der Stube herum geworfen worden. Sehen konnte ich nichts, jedoch konnte man's merken, quod quid corporei interesserit, denn als ich einsmals in die Kirche gehen wollte, war meine Perrüke fort, und hätte ich nicht predigen können, wo mir nicht, nachdem ich an verschiedene Orte geschicket, ein gewisser Cammer-Rath eine gelehnt hätte. Als ich *nun mit* einer fremden Perrüke auf die Kanzel kam, muthmasete gleich Jedermann, es müsse mir wieder etwas passirt seyn, ich wurde deßwegen gleich nach der Predigt zu dem Grafen gerufen, mit ihme zu speisen, und da wollte ich dann meinen neuen Rock anziehen, aber es war ein Aermel heraus, ich ließe mir den alten Rock holen, wie der kam, war auch schon nur ein Aermel darinnen, indessen rasete alles im Hause, Hunde und Katzen und zwo Turteltauben (so ich in der Stube hatte) als wenn es toll wäre. Den Montag darauf sagte ich zu meiner Frau, ich muß doch einen Rock haben, und wollte den einen Aermel aus dem alten Rock trennen, und in den neuen Rock setzen lassen, wie ich aber den Rock nahm, war dieser Aermel auch fort, und da hätte ich 2 Röck, aber nur einen Aermel, ich schickte daher in den Kram, und wollte zu einem neuen Kleide holen lassen. Indessen ging meine Frau in

1) Wieder wie in der Geschichte zu Maulbronn.

die Kammer und wollte zusehen, ob sie noch etwas Futter hätte, kniete deßwegen vor eine Schublade nieder, da fällt ihr etwas auf den Kopf, so schwer, als ob es eine Centnerlast wäre, worüber sie denn jämmerlich anfangen zu schreien. ich sprang herbei, und sahe, daß meine Frau da auf den Knien saß, und hatte meine entwandte Perrüke auf dem Kopf. Ich gerieth hierüber in einen Eifer, und beschwur den Geist im Namen der heiligen Dreieinigkeit ꝛc. daß er mir auch die übrigen entwandten Sachen wieder bringen sollte; denn alle Gesangbücher waren auch fort.

Hierauf würde ich eben zu einem Malefikanten gerufen, sagte deßwegen zu meiner Frau, sie sollte nicht alleine im Hause bleiben, der Teufel würde die Sachen wieder bringen müssen, daß er nicht etwa ein ander Unglük anstellen möchte. Ich war nicht lange fort, meine Frau war aber in den Garten am Hause gegangen, so entstehet in meiner Stube ein entsetzliches Rumoren, Katzen, Hunde und die Turteltauben schreien alle, und flattern unter einander, meine Frau laufet in die Stube, und siehet, daß unter diesem ihrem Viehe, ein schwarzer Vogel wie eine Dohle mit herumflattert [1]), und wie sie beherzt worden, will sie den Vogel tod machen, weilen aber alle Messer mußten verschlossen seyn, so hatte sie nichts, kriegt deßwegen den Bratspieß, und stößet nach ihm, da er dann augenblicklich wegkommen, und sie nicht gesehen wohin, aber Blut hat auf der Stelle, wo er gesessen, gelegen, welches ich noch, da ich nach Hause ge-

1) Wie in der Geschichte des Mädchens von Orlach.

kommen, gesehen, die ganze Affaire kam auf die Kanzlei, meine Sachen hatte ich alle wieder, ausser die Gläser ꝛc. waren zerschmettert.

Ein andermal wurde ich nach Hof gerufen, da wollte ich erst ein wenig Salat und Bratwurst essen, aß aber nur ein wenig, und meine Frau auch, und ist mir mein Tag nicht so übel gewesen, als auf diesen Salat. Wir mußten eine Stunde darauf alles wegvomiren, was wir gegessen hatten, der Hund, so salva venia das Evomirte gefressen, mußte wieder vomiren, die Katze aber starb. Ob nun der Teufel mir Gift beigebracht, und vergeben wollen, das kann ich eben so gewiß hier nicht sagen, weilen aus Versehen, sonst was hat können Ursach seyn, doch ist mir dieses passirt. Wann ich einen Degen hatte, war ich sicher von vornen her, und dann warf es nur nach mir, wenn ich ihn aber weglegte, so bekam ich wieder Schläge. Wann ich schlief und zwei Wächter hielten die Degen über meinem Gesichte, so war ich sicher, thaten sie aber solche weg, und hörten auf zu fechten, so hatte ich meine vorige Qual. Ich habe den Zauberbalsam gebraucht aus der fürstlichen Apotheke in Stuttgart, allein er hat nichts geholfen.

Als meine Frau einsmals einen so gar dicken Backen hatte, schickte mir ein Chirurgus ein Buch gegen Zauber. In demselben Buch stand ein Recept, das ließ ich machen, nämlich ein Rauchpulver in der Apothek, legte es hernach auf Kohlen, und hielt meiner Frauen weilen sie sagte, sie könnte die Schmerzen, so sie von diesem Rauch empfinde, nicht ausstehen, den Kopf mit Gewalt darüber,

ich holte einen Schöpfer herbei, und zog ihr erstlich ein langes schwarzes Pferdshaar aus dem Mund, hernach viel Zwirn, und des Zeugs mehr, den halben Schöpfer voll, als hierauf die Schmerzen zimlich nachliessen, sie aber doch noch etwas fühlte, hielte ich ihr den Kopf noch einmal über, und zog noch ein solches Pferdshaar heraus, da war es all.

Ich saß einmal und schrieb, da nahm es einen ganzen Kolben voll Brandenwein, und schmiß mir ihn über den Kopf und die Schrift, daß ich ganz eingesalbet war. Ich bin allezeit in meinem Hause geblieben, und dem Teufel nicht gewichen, ob mir gleich die Herrschaft eine andere Wohnung offerirt. Ich wollte einstmal Taback rauchen, da war meine Pfeife und Taback fort. Von ohngefähr kam ich salva venia auf das Sekret, da fand ich meinen Taback und Pfeife gestopft hinter dem Deckel liegen. Ich hätte die Pfeife ausgeraucht, aber sie kam mir so schwer vor, deßwegen rauchte ich nicht, sondern räumte sie aus und befand, daß unten lauter Koth hineingestopft, und oben ein wenig Taback drüber [1]. Es hat sonderlich in meinem Hause Niemand geschadet, als mir und meiner Frau, außer einem Mann, der sagte: da er die Wache hatte, und es oben sehr tumultuirt: wenn dieses kein Pfarrhaus wäre, so fluchte ich, und als ihm doch in der Hitze ein Fluch entfuhr, so fuhr ihm ein Schlüssel an die Nase, daß es einen hellen Schall that.

Ein einzigesmal hat mich ein Messer unten am Fuß

1) Wie in der Geschichte zu Maulbronn.

verletzt, und dann hatte ich einen alten Degen im Kasten liegen, den nahme es, und warf ihn nach meiner Frau, verletzte sie auch ein wenig am Fuß, und als sie die Klinge nahm, und wieder einschließen wollte, riß es ihr dieselbe aus der Hand, und warf sie maxima cum vehementia in den Kasten, daß sie darinnen stecken blieb, worauf ich sie in die Hand nahm, und sagte: Herr Teufel, wenn du Gewalt hast, so nimm sie auch mir aus der Hand, aber es kam nichts, deßwegen ich sie dann wieder einschloß. Den Wein hat es mir mit der Kanne oft weggetragen, und auch wieder gebracht, ich habe ihn doch getrunken, und hat mir nichts geschadet, das übrige will mir jetzo nicht beifallen. Jedoch will ich einmal die Sache zusammen notiren, und darüber disputiren lassen. Keine 3,000 Rthlr. nehme ich, daß es mir nicht widerfahren, denn da habe ich gelernet, was das Gebet vermag — aber auch so viel Geld nehme ich nicht, daß ich's noch einmal ausstehen sollte. Nicht darf man meynen, als ob es die 6 Jahre durch immer an einem Stück gewähret, denn das wäre ja nicht möglich auszustehen gewesen, sondern es hat bisweilen 8—14 Tage, bisweilen 4 Wochen, auch einmal ¼ Jahr innegehalten, hernach aber desto heftiger wieder fortgefahren. Als meine Frau den Vogel verletzt hatte mit dem Bratspieß, hatten wir lange Zeit Ruhe. Dieses ist's nun, wovon ich mit Gott dem allmächtig und allwissenden bezeuge, daß mir es selbst widerfahren sey. Wie oder auf was für Weise es geschehen, weiß ich nicht, gesehen habe ich mein Tag auch nichts, aber gehört und

gefühlt habe ich genug, überlasse es also eines Jeglichen reifen Ueberlegung.

Die oben berührte ähnliche Geschichte, die sich im Jahre 1659 und 60 im Kloster Maulbronn bei dem damaligen evangelischen Prälaten Schlotterbek ereignete, ist folgende.

Am 12. August fing es unter dem Dache der Abtei an. Es warf durch das Dach herab Steine, Holz, Kohlen, Papier, Lumpen, Kupfer. Zuerst achtete man es nicht, sondern meinte, es geschehe etwa von einem Alumnus, oder sonst Jemand im Kloster, oder vielleicht nur von einem Marder, allein all diese Vermuthungen waren nichts: denn es nahm, aller Nachforschungen unerachtet, von Tag zu Tag zu, so daß der Hof, wenn man ihn kaum aufgeräumt, alsbald wieder voller Steine, Holz und anderm Unrath lag, des Nachts aber wurde alles sehr fein und sauber wieder auf einen Haufen zusammen gelesen, so daß Jedermann, der dies sah, sich darüber sehr verwundert.

Man räumte nun alles, was unter dem Dache war, hinweg und suchte dabei genau nach, ob man nicht ein Thier wahrnehme, von dem es etwa gekommen, allein man fand nichts. Das Wegräumen dieser Gegenstände fruchtete aber auch nichts, es wurde im Gegentheil viel ärger und nun kam es von dem Dache herunter in die Gemächer des Hauses. Aus diesen, dem Wohnzimmer, der Speisekammer, der Küche 2c., des Prälaten, warf es nun wie mit unsichtbaren Händen die verschiedensten Geräthschaften, selbst im Beiseyn der Hausbewohner,

zu dem Fenster hinaus in den Garten und Hofraum. So z. E. aus einem Zimmer einen Auszugtisch, ein großes Stück Fensterblei, aus der Speiskammer Gewichtsteine, einen Korb voll Aepfel, aus der Schlafkammer ein Deckbett und Kopfkissen. Der Hausfrau warf es Tuch, den Mägden ihre Kleider zu verschiedenen Fenstern hinaus. Aus der Küche warf es Häfen, Schüsseln, Zinnteller und anderes Geräthe zu verschiedenen Zeiten hinaus. Es nahm den Mägden, wenn sie das Geschirr reinigten, dasselbe mit einer unsichtbaren Hand gleichsam aus ihren Händen hinweg, und schleuderte es durch die Fenster. Man sah diese Gegenstände und besonders einmal ein Simri und einen schweren Block Holz, waren sie durch die Laden oder Fenster passirt, in Garten und Hofraum nicht niederfallen, sondern langsam, als würden sie an einem Seil hinabgelassen, auf die Erde schweben. Es wäre zu ermüdend, all die Geschichten der vielen Gegenstände (z. E. Brod, Schmalz, Fleisch aus den Häfen am Feuer, Bücher &c.) noch namentlich aufzuführen, die man auf solche unbegreifliche Weise tagtäglich ihre Stelle verlassen und durch die Fenster in Hofraum oder Garten der Prälatur in den verschiedensten Tagszeiten spazieren sah. Kurz, nichts, was beweglich war, schien mehr an seiner Stelle bleiben zu dürfen.

Bei Nachtzeit nahm es den Mägden die Bettdecke, ja warf einmal das ganze Bett znm Fenster hinaus. Es blieb aber nicht bei diesem, es fing nun an, in verschiedenen Orten der Abtei Feuer anzulegen, so daß es mehreremal zu einem völligen Brande kam. Man stellte nun

überall Wachen aus, aber auch in Gegenwart dieser dauerte das Unwesen fort. In dem Pferdestall wurden oft die Pferde losgebunden und einsmal, als der Knecht sie wieder anband, wurde ein Kommet unter sie geworfen, was aber, als er nachsah, doch an seiner Selle hängend gefunden wurde. Am 29. Sept. zwischen 2 und 3 Uhr Nachmittags hob ein großes Gerumpel in der Speiskammer der Abtei an, so daß man nicht anders glaubte, als es werfe einen großen Arm voll Holz vor der Thüre nieder, davon der ganze Boden erschüttert wurde. Die Wächter suchten sogleich nach, sahen aber nichts als eine schwarze Katze, die sich während der Verfolgung verloren. Eine Stunde darauf kam es wieder vor die Wachstube und erschütterte dieselbe wie mit einem Schusse und dann ging es in der Stubenkammer umher, nicht anders als wenn Jemand mit aller Macht auf Stelzen hin und herginge. Als einer der Wächter die Kammer aufriß, erblickte er nichts als einen fremden Vogel [1]), der gegen ihn herausflog und verschwand. In der Nacht um 10 Uhr gieng es die Schneckentreppen hinauf, nicht anders als gienge Jemand in großen weiten Pantoffeln hinauf; als man meinte, es werde nun oben erscheinen, erblickte und hörte man nichts mehr, dagegen warf es unten im Gange die Feuereimer, die dort hiengen, theils untereinander, theils stellte es sie aufrecht in einer Reihe hin.

---

1) Wie in voriger Geschichte von Schupart und wie in der Geschichte des Mädchens von Orlach.

Ein Lieblingsspuk von dem Kobold schien zu seyn, daß er Unfläthereyen in die Speisen mischte, und auf die Stubenböden, ja in die Better der Hausbewohner setzte und das oft in unbegreiflicher Menge.

Die Regierung sandte auf die Klagen des Prälaten, eine Abtheilung Soldaten die Tag und Nacht die Wachen in der Prälatur, aus der nun der Prälat mit seiner Familie gezogen war, fortsetzten, aber auch ihnen erging es wie den Bürgerwachen, sie wurden von dem Unwesen nur gefoppt und kamen auch auf keinen Grund. Ebenso wenig brachten die nach Maulbronn gesandten fürstlichen Räthe durch weitläufige Verhöre etwas heraus. Hier einige Beyspiele aus den Untersuchungsacten, nur von dem, was den wachthabenden Soldaten begegnete. Den 15. Nachts kam es in die Stube und dann in die Nebenstube und an das Bett, in dem der Offizier der Wache schlief, und schüttelte und rüttelte die Bettlade, so daß der Offizier vermeinte mit derselben in die Höhe gehoben zu werden. Ein Hund, der bei ihm im Zimmer lag, sprang zum Zimmer hinaus, als würde er gejagt. Am 17. Nachts sah einer von der Wache bei völliger Windstille zum Laden hinaus, kaum aber hatte er den Kopf wieder hereingezogen, schlug es den Laden mit solcher Gewalt zu, daß er in Stücke zersprang.

In einer andern Nacht zwischen 12 und 1 Uhr, entstund in mehrern Gemächern der Prälatur ein furchtbares Gepolter. Der auf der Wacht gestandene Soldat Brinkh eröfnete das Gemach, von wo aus die Töne gingen, da war es ihm aber als führe etwas mit großem Ungestüm zum

Zimmer hinaus und es fing auf einmal ein solches Poltern und Krachen an, als würde ein großes Stück vom Dache abgehoben und in den Garten hinunter geworfen. Morgens als man das Dach untersuchte, fand man an demselben nichts verletzt und auch nichts in den Garten geworfen.

Von einer andern Nacht gibt einer der wachthabenden Soldaten an: als er vor des Prälaten Gemach Wache gehabt, sey etwas die Schneckenstiege heraufgerauscht, er habe nun nachgesehen was es sey, da habe er ein langes weißes Ding (so ist sein Ausdruck) erblickt. Als er der Schneckenstiege zugegangen und es genau habe visitiren wollen, seye es auf einmal zu einer runden Kugel geworden, die in die Stiege hineingefahren. Oft legte es sich auf die Soldaten ganz schwer im Schlafe und es war ihnen als drückte ihnen eine schwarze Gestalt mit beiden Daumen fest auf's Herz. Am öftersten neckte es die Wachen und auch die andern Bewohner unter der Gestalt einer schwarzen Katze, die aber größer als eine gewöhnliche Katze und hinten höher als vornen war. Die Regierung setzte einen Preis von 40 fl. auf die Habhaftwerdung dieses gespenstigen Thiers; aber nie konnte es gelingen, immer entwischte es, waren die Soldaten auch noch so schnell und fleißig mit ihren Degen und Feuergewehren hinter ihm her. Diese Geisterkatze wurde meistens, nachdem irgend so ein Spuk geschah, sogleich gesehen, namentlich auch immer auf der Stelle, wo ein Brand in der Prälatur ausgebrochen war.

Wäre diese Spukerey einzig nur ein Menschenwerk gewesen, so hätte es doch bei den vielen und strengen In-

quisitionen, die hierüber durch fürstliche Abgesandte an Ort und Stelle geführt wurden und bei den vielen Menschen, die davon, selbst als Wachen, Ohren- und Augenzeugen waren, an den Tag kommen müssen; allein es wurde keine natürliche Ursache erhoben.

Findet man den Spuk mit den berührten Unfläthereien gar zu menschlich und grob und will man daraus den Schluß machen, daß hier Menschen ihr Spiel gehabt haben müssen, daß so etwas kein Gespenst thue, so kann man gerade dagegen ähnliche Spukgeschichten anführen, wo gleiches geschah und wo man mit Bestimmtheit sagen kann, daß in diesen durchaus kein Mensch den Spuk gemacht haben konnte. Der geneigte Leser suche in Horst Zauberbibliothek 2. Th. S. 332. die Geschichte Nro. 3 und er wird sich überzeugen, daß derlei Unflath die an Schmuz Gefallen habende Natur verworfener niederer Spukgeister schon öfters bezeichnete.

Die Nonne von Dülmen.

Zwar mit nichten „ein Aergerniß und eine Thorheit", aber auch nicht unbedingt göttliche Weisheit, soll uns das Buch seyn, das, von Vielen längst gewünscht, unter dem Titel erschienen ist:

„Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi. Nach den Betrachtungen der gottseligen Anna Katharina Emmerich, Augustinerin des Klosters Agnetenberg zu Dülmen. († 9. Febr. 1824.) Nebst dem Lebensumriß dieser Begnadigten. Sulzbach, in Commiss. der v. Seidel'schen Buchhandlung. 1833."

Der Herausgeber verdient mehrfachen Dank, daß er aus den Reden oder Anschauungen der stigmatisirten Wundernonne (wie man sie zu nennen pflegte) gerade dieses wichtigste und gemeinnützigste Stück endlich an den Tag gegeben, daß er es mit einem reichhaltigen „Lebensumriß der Erzählerin", dem Haupttheil der Einleitung, begleitet hat, und daß er es in dem bescheidenen Sinne mittheilt, welchen der Eingang also bezeichnet: „Sollten

die folgenden Betrachtungen unter vielen ähnlichen Früchten der contemplativen Jesusliebe sich irgend auszeichnen, so protestiren sie doch feyerlich auch gegen den mindesten Anspruch auf den Charakter historischer Wahrheit. Sie wollen nichts als sich demüthig den unzählig verschiedenen Darstellungen des bittern Leidens durch bildende Künstler und fromme Schriftsteller anschließen, und höchstens für vielleicht eben so unvollkommen aufgefaßte und erzählte, als ungeschickt niedergeschriebene Fastenbetrachtungen einer frommen Klosterfrau gelten, welche solchen Vorstellungen nie einen höhern als einen menschlich gebrechlichen Werth beylegte, und daher einer fortwährenden innern Mahnung zur Mittheilung nur aus Gehorsam gegen den wiederholten Befehl ehrwürdiger Gewissensführer mit Selbstüberwindung Folge leistete".

Die selige Emmerich, von Geburt ein gemeines Bauernmädchen, sah sich von Kindheit auf gleichsam in die heilige Geschichte hinein, glaubte mit Personen derselben umzugehn, und hatte dabey das ausgezeichnete Charisma, oder den urnatürlichen Instinkt, Gutes und Böses, Heiliges und Gemeines, im Geistigen und Körperlichen zu unterscheiden. Ueberdem stand sie in stetem Verkehr mit abgeschiedenen Seelen, und suchte ihnen, wie den Lebendigen, voll Selbstverläugnung mit Hülfe beizustehn, ohne sich dadurch am irdischen Tagwerk, der schwersten Feldarbeit, hindern zu lassen. „Ihre eigentliche innere Schule war Abtödtung und Abbruch". Die Geschichte ihrer innern Führung wurde ihr durch ein fortwährendes, zusammenhängendes, symbolisches Traumbild voraus dar=

gestellt, welches sie von Jugend an begleitete. Die innigste Sehnsucht hatte sie nach der Aufnahme in ein Kloster, welche, wider den Wunsch ihrer Eltern, endlich doch auf eine Weise befriedigt wurde, wobey nicht das Fleisch, aber wohl der Geist, sein Element finden konnte. Schon einige Jahre zuvor bekam sie die Wunden der Dornenkrone in einem Gesicht; wobey gleich zu erwähnen ist, daß der Besitz dieser und andrer Stigmen, diese leibliche Theilnahme an dem Schmerzenleiden des Herrn, sich längst an gottseligen Menschen gezeigt hat (wenn auch Gal. 6, 17 nicht buchstäblich hievon zu verstehen ist); und es widerspricht diese historische Thatsache der Verschiedenheit der Gaben um so weniger, als diese dennoch dabey besteht, und der Herausgeber (S. VII.) mit Recht sagt: „In allen solchen Erfahrungen kehren mit angemessenen Abweichungen dieselben Formen wieder". Alle Geschlechter der Naturgeschöpfe haben ihren gemeinsamen Charakter und ihre besondern Eigenheiten daneben; es gibt Arten und Unterarten, und Individualitäten obendrein; eben so verhält sichs mit den Creaturen der Gnade, sie lassen sich nur theilweise mit einander vergleichen, sie haben alle ihren besondern Werth und vervollständigen einander. Gott theilt seine Gaben sehr verschieden aus, und will in deren Mannigfaltigkeit also erkannt seyn, daß keine zweymal sich völlig ähnlich sey, mithin einmal umsonst vorkomme, und doch keine der andern widerspreche, sondern jede die andere bestätige. — Nach Aufhebung des Klosters empfing die Emmerich, abermals in einem Gesicht, die übrigen Wundenmaale Jesu. Sie beobachtete

der Herausgeber über vier Jahre lang, und, wie schon weltbekannt, eine große Anzahl ehrwürdiger und auch unwürdiger Personen. Von einigen der ersteren bei ihr eingeführt, wurde der Herausgeber ihr Geistesvertrauter, und opferte, wie gleichfalls bekannt, dieser seltenen Erscheinung, zu der ihn unstreitig ein höherer Beruf hintrieb, Zeit, Mühe und Geduld. Seitdem die Emmerich nicht mehr zu gehen vermochte und bettlägerig wurde, begann auch ihre Unfähigkeit, Nahrung zu sich zu nehmen; sie konnte erst nur Wasser, mit wenig Wein vermischt, dann allein Wasser, und selten den Saft einer Kirsche oder Pflaume, den sie aussog, zu sich nehmen. Wie an gewissen Tagen ihre Wunden blutend aufbrachen, wie schwer sie in der Gemeinschaft ihres Heilandes, wie sie bei der tiefsten Selbsterniedrigung zugleich für Andere litt [1]), wie sie von Menschen gequält und geschmäht wurde, ihre Entzückungen und Gesichte in dieser ganzen und der vorhergehenden Zeit, ihre Gebetsarbeiten, dieß und Anderes muß man in der Einleitung selber lesen. Sollte man hiebei auf confessionelle Eigenheiten stoßen, so schadet dieses der Sache nichts; denn der Seher ergreift das Object häufig in subjectiven Formen, worin es sich für ihn abdrückt, um ihm faßlich zu werden, und wenn man deßwegen die Einbildungskraft für die Schöpferin aller solcher Gesichte hält, so ist dieß ein Irrthum, indem

---

1) Ueber das stellvertretende Leiden vergl. Col. 1, 24, und dazu einen Aufsatz in v. Meyers Blättern für höhere Wahrh. XI. S. 206 ff. Es setzt die eigene innigste Buße voraus.

sie nur Gehülfin, zuweilen Mitschöpferin, bei wirklichen Gesichten, übrigens ohne sie, als empfangenden innern Sinn, überall keine geistige Beschauung möglich ist. Man stelle sich das sinnliche Sehen und Hören ferner Gegenstände oder Laute vor, denn vermöge der körperlichen Schranken ist das Uebersinnliche uns fern, wenn es uns auch an sich nahe ist, wir sind blödsichtig und harthörig dafür; nun denke man, daß Augen und Ohren den fernen Gegenstand oder Laut, daß Blödsichtige und Harthörige auch den nähern verschieden sehen und hören, und zwar insgemein nach ihren vorgefaßten Begriffen und eigenthümlichen Vorstellungen, die darum keineswegs leer sind; hieraus wird man die Verbindung des Objectiven mit dem Subjectiven bey allen Sehern, die besondere symbolische Gestaltung ihrer Gesichte und auch ihre theilweisen Irrthümer sich zu erklären wissen, bey solchen nämlich, denen die Augen nicht rein geöffnet sind, wie sie den biblischen Propheten geöffnet seyn mußten, weil diese bestimmt und für alle Zeiten weissagen sollten. Man mache aber auch keine zu scharfen Unterschiede, und denke, daß Alles, Wahrheit und Irrthum, Klarheit und Finsterniß, seine Stufen hat; sonst verkennen wir den verheißenen Geist auch da, wo er sich wahrhaftig offenbart. — Auffallend sind die ekstatischen Reisen auch bey der Emmerich, wovon sich die Folgen selbst am Leibe, durch Ermüdung, Verwundung u. dgl. zeigten. Es ist aber eine bekannte und aus dem Zusammenhang begreifliche Sache, daß die Affectionen des innern Menschen auf den äußern wirken; und wenn ein gewisser Seher durch die Einbildung (den Eindruck) der

Vision von dem Schall einer Posaune auf dem einen Ohr taub wurde, so ist dieses eben so möglich, als daß ihm ein Gleiches im äußern Wachen von einer metallenen Posaune begegnen konnte, so wie umgekehrt ein Todter oder Lethargischer bey offenen Hörwerkzeugen den Schall nicht hört. Das Leibliche ist nichts außer Verbindung mit der Seele, diese aber viel mächtiger als jenes. — Bey der Nonne bezogen sich ihre Gebetsarbeiten und ihre Pilgerträume stets auf die Kirche, auf das Reich Gottes, und ihr Ziel war immer das gelobte Land. Sie betrachtete dieses nach seinem Zustand in allen Zeiten der heiligen Geschichte, sah und erzählte das Wesen aller Feste des Kirchenjahrs, alle biblische Historien, auch verwandte Dinge aus der Heidenwelt, mit genauer Beschreibung und Benennung der Orte, Personen, Sitten u. s. w. — „Die eigentliche Aufgabe ihres Lebens (S. XXVI) war Leiden für die Kirche oder einzelne Glieder derselben, deren Noth ihr im Geiste gezeigt wurde, oder die sie um Gebet anflehten"; wobei hinzugenommen werden muß (S. XXVII): „Wie ist es möglich, nicht zu leiden, wenn ein Glied meines Fingers leidet? Wir sind alle Ein Leib in Christo" — und: „Sie mußte aus Liebe fremde Krankheit tragen, ja fremde Versuchung auf sich nehmen, auf daß Jene Muße zur Todesbereitung fände." Ist dieses etwas Außerordentliches, für Viele Unglaubliches, so werden es wohl auch andere Dinge seyn, z. B. die wechselsweisen Traumbesuche (S. XXVIII f.). Ueber die Abtödtung erklärt sie sich vortrefflich (S. XXX): „Nach Gesetzen wird geschnitten; denn nur das viele Ueberflüssige, was im Menschen

hervorbringend ist, muß vertilgt werden, ein Mehreres wäre Verstümmelung und sündhaft.“ — Aehnlichkeit mit der Seherin von Prevorst und andern Hellsehenden hat die Emmerich unter andern durch die Erkenntniß der Naturkräfte, namentlich im Pflanzenreich (S. XXXIII), neben der geistlichen Bedeutung seiner Erzeugnisse, wodurch zugleich ein gewisses Vorurtheil widerlegt wird, vermöge dessen man strenge Abschnitte zwischen den Sehern, wohl gar nach den verschiedenen Kirchen der Christenheit machen will. — Die Seherin war in ihrer Leidensgemeinschaft mit dem Herrn oftmals dem Grabe nah, doch in den empfindlichsten Schmerzen stets mit der Aussicht auf die ewige Stadt, unser Aller Mutter und Heimath, und mit wirksamer Arbeit für andre Seelen und für die Sünden der Kirche überhaupt. Unter die unvollendeten Aufgaben, die sie in ihrem letzten Lebensjahre löste, gehörte die Erzählung der ganzen Passion, wie dieses Buch sie darbietet. Ihre Theilnahme an dem kirchlichen Leben war inniger als bei Vielen, es war eine lebendige, hellfühlende Sympathie, und der Herausgeber drückt sich darüber lehrreich für Christen aller Confessionen aus S. XXXVI: „Die geschichtliche Grundlage jeder kirchlichen Handlung sah sie als einen Act Gottes in der Zeit zur Herstellung der gegefallenen Menschheit, und da sie die Acte Gottes als ewige sah, so erkannte sie, daß dieselben, um dem Menschen in der endlichen Zeit, die gezählt wird, zu Gute zu kommen, in fortgesetzten Momenten in Besitz genommen werden, und darum nach Anordnung Jesu Christi und des heiligen Geistes in seiner Kirche in Mysterien wiederholt

und erneuert werden müssen u. s. w., womit zu verbinden S. 149 der Betrachtungen, wo ihre Mitfeyer der natürlichen Theilnahme des gemüthlichen und körperlichen Lebens an Jahres- und Tageszeiten, Klima und Witterung schön verglichen wird. Wenn jene Theilnahme nicht blos eine rituale, sondern eine wahrhaft geistliche und lebendige ist, so ist sie kein neuer Levitismus, gegen welchen der Brief an die Galater (besonders C. 4, 10) eifert, und wird sich auch an Christen äußern, deren Seelen nicht mehr in der endlichen Zeit so sehr wie andere leben, und denen die Gnadenanstalt Gottes in ihrem ganzen Umfang schon gleichsam ewig gegenwärtig ist. Sie stehen ja ganz besonders in der großen Gemeinschaft der Heiligen und Gläubigen, mit welchen sie, seitdem die heilsame kirchliche Feyer angeordnet ist, gerne Trauer und Freude theilen werden. — Daß die hülfreiche Emmerich auch Nachts ohne Licht im Schlafe leibliche Handarbeit in Bereitung von Kleidungsstücken für Arme verrichtete (S. XXXVIII), ist wohl sehr verwunderlich, kann aber bei erfahrenen Psychologen, die ähnliche Erscheinungen kennen, nicht für unmöglich gelten. Sind doch Gedichte und Predigten auf gleiche Weise verfertigt worden, warum nicht Mützen und Kinderjäckchen? — Wahrhaft rührend und erbaulich ist ihr Abschied aus der Zeit beschrieben.

Am Schluß der Einleitung gibt der Herausgeber Nachricht von der Art der Abfassung der nun folgenden Mittheilungen, und sagt: „Sie sprach gewöhnlich Niederdeutsch, im ekstatischen Zustande oft auch eine reinere Mundart; ihre Mittheilung wechselte zwischen Kindlichkeit

und Begeisterung. Alles Gehörte, das unter behinderten Verhältnissen in ihrer Gegenwart sehr selten kaum in wenigen Zügen notirt werden konnte, ward unmittelbar zu Haus aufgeschrieben. Der Geber alles Guten gab Gedächtniß, Fleiß und jene Gemüthserhebung über viele Leiden, welche die Arbeit möglich machten, wie sie ist." Es sind also nicht wörtliche Dictate, sondern die Einkleidung gehört mehr oder weniger dem Herausgeber zu.

Wenn wir nun im Allgemeinen die Gnadengabe der frommen Emmerich für wahr und ehrwürdig halten, so hindert dieses gegenseitig nicht, sie in Uebereinstimmung mit obiger Eingangsstelle als eine unvollkommene zu denken, wie nach der weisen göttlichen Absicht es in der nachapostolischen Zeit sich insgemein, und schon unter den ersten Christen verhielt (vgl. 1. Kor. 13, 9—12). Das reine Schauen ist hienieden nicht, ist etwa nur stückweise und für niedere Gegenstände vorhanden. Dieselbe Einbildungskraft, welche als inneres Auge unentbehrlich ist, hat ihre Augenschwächen, ihre Eigenheiten von Natur oder durch Angewöhnung. Darum ist uns ein Buch gegeben, nach welchem Alles zu prüfen ist, was in späterer Zeit als pneumatisch auftritt. Nur was in der durch den heiligen Geist für die Kirche ausgeschiedenen zwiefachen Schriftensammlung geschrieben steht, was hiernach einem Moses, einem Jesajas, einem Johannes von höheren Anschauungen gegeben worden, ist rein, ist gewiß und vollkommen, obwohl es zum Theil auch noch Bildervorhang ist. Es ist universal, während meistens die späteren Seher particularistisch sehen, je höher oder entfernter die Gegenstände

ihrer Beschauung sind. Denn die Wahrheit ist ein Manna, das allerley Geschmack gibt, wie es einem Jeden mundet, und manchmal hängt sich beym Sammeln auch noch von dem Staub der Wüste daran. Man kanonisire also nicht zu schnell, was diese oder jene heilige Seele geschaut hat, sondern man richte es der apostolischen Verordnung gemäß (1. Kor. 14, 29. Röm. 12, 7. 1. Theff. 5, 20. 21) nach dem unfehlbaren Kanon. Denke man sich also hier eine in der römischen Kirche aufgewach'ene, mit ihren Lehren, Traditionen und Gebräuchen immer vertrauter gewordene gottselige Person, umgeben von gleichgesinnten Kirchengenossen, durch ihr ganzes Verhältniß, durch kindliche Liebe zu ihrer geistlichen Mutter, durch Vieles, was sie im Leben sieht und hört, geneigt und gewohnt, ihre Kirche für die allein rechtglaubige, begnadigte, seligmachende, kurz — nach jener anmaßlichen Benennung — für die Kirche zu halten, und man wird eine Emmerich leicht entschuldigen, erstlich daß sie oft in den Formen und nach den Sagen ihrer Kirche sieht, und zweytens, daß sie ungerechte Blicke auf andere Kirchen und deren Kinder werfen kann, wenn dergleichen auch buchstäblich von ihr herrührt. Eben deßwegen werden wir uns aber nicht irren lassen, sondern das Gute behalten. So riecht Einiges wirklich nach Ketzermacherey, was in dem wichtigen Capitel „Jesus am Oelberge" von S. 15—26 vorkommt, wo zwar von den Aergernissen aus allen Jahrhunderten, aber auch mit besonderer Rücksicht die Rede ist auf ein Priesterthum und auf eine Stadt, wovon ungewiß bleibt, ob es das des ewigen Melchisedek und die heilige Jerusalem, die im Geist

erbaute, ist, und wo S. 18 etwas anzüglich gesagt wird: — „und erblindet vom Eigenlichte nannten sie die Kirche des Fleisch gewordenen Wortes unsichtbar.“ Man wünschte wohl zu wissen, bei welchem Lichte die gute Emmerich oder Jemand anders die Kirche des Fleisch gewordenen Wortes, die der ganze Sternhimmel nicht faßt, gesehen oder vielmehr nicht gesehen hat? Wer läugnet aber, daß die Kirche auch auf Erden sichtbar ist? Dagegen wird man die Emmerich, auch wenn sie niemals Klosterfrau geworden wäre, lieber für eine Priesterin des Heiligthums achten, als viele Tonsurirte und Infulirte, welche die Salbung des Geistes nie empfangen haben, wenn gleich durch ihr sichtbares Amt der äußere Bau des Lehr- und Bethauses auf Erden mit erhalten wird, aber auch durch eben sie zusammenfällt, wie durch die Priester zu Christi Zeit.

Nehmen wir ferner Folgendes. Ein geöffnetes inneres Sehvermögen (heiße es das magnetische, magische, seelische, geistliche oder andere Gesicht) sieht eine Menge Objecte ohne Unterschied und ohne oft Unterschied machen zu können, wie Kinder und von leiblicher Blindheit Geheilte anfangs Alles gleich nah sehen. Je näher und niederer der Gegenstand, um so leichter die Wahrnehmung. Daher wird eine Magnetisirte leichter den Zeigerstand auf der Thurmuhr, oder was ihre entfernte Freundin macht, oder den Inhalt einer auf ihre Magenhöhle gelegten Schrift, anzugeben wissen, als in Himmel und Hölle schauen. Nun existiren Begriffe der christlichen Lehre und Begebenheiten der heiligen Geschichte, nicht bloß in der Bibel, sondern auch, so oder so gestaltet, in den Köpfen derer, die einer from-

men Seherin nahe stehen, in vielen Büchern, in den Werken der Kirchenväter, in den Schriften der Beschaulichen, in Legenden und Sagen, kurz in allem dem, was zu der kirchlichen Tradition gerechnet wird, hiernächst in Geschichten und Reisebeschreibungen vom heiligen Lande, auch in unzähligen Gemälden und andern Kunstwerken, in frommen Schauspielen. Dieser ganze Apparat der Anschauung steht der Betrachtenden, so weit sie ihn nicht schon zuvor kennt, in ihrem Zustand offen, und er liegt ihr näher, sie liest mithin leichter darin, als in den wahren Objecten jener Zeugnisse und Auffassungen selbst, und zwar ohne zu wissen, wo sie liest, ohne den Ursprung der vorhandenen Ideenmasse einzeln wahrzunehmen. Wenn daher der Herausgeber auch nicht den mindesten Antheil an den Dictaten unserer Nonne gehabt haben sollte, so konnte er sonstige benachbarte Einflüsse und Erinnerungen nicht abwehren, nicht den sie umschwebenden Ideenkreis entfernen, wollte es auch nicht. Dazu kommt, daß dieselbe aufgeschlossene Phantasie, das Seherauge, allerdings zugleich ein schaffendes Vermögen ist, und ausmalen kann nach Wohlgefallen, was ihr als Keimgedanke vorschwebt, alsdann aber nicht das Object, sondern dessen subjectiven Reflex als Poesie liefert. Hiemit ist dennoch nicht gesagt, daß alle schon vorhandene Vorstellungen, daß selbst die Bildnereyen der Künstler, ganz irrig oder willkührlich seyen; das Hellsehen ist nicht von heute, und der begeisterte Zeichner trift vielleicht besser als er weiß. Auch ist unstreitig gewiß, daß der Seher das Vergangene und Weitentlegene so gut wie das Gegenwärtige wahr-

nehmen kann, wenn sein Blick so weit reicht, und daß es möglich ist, im Geist die ganze Erde und die geringsten Einzelheiten geschichtlicher Thatsachen zu durchwandern und zu beschauen. Kann dieses Gott, wie wir nicht läugnen werden, so kann er auch dem Geschöpf die Theilnahme an seiner Allsichtigkeit zu heilsamen Zwecken verleihen, und er wird seiner Zeit auf diesem Wege uns noch viele Zweifel lichten. Aber ob nun im einzelnen Fall eins oder das andere Statt habe, ob Alles, wie man spricht, für Evangelium zu halten sey auch in diesem vorliegenden Buche, das wagt der Herausgeber selbst nicht zu bejahen, und wir müssen je nach der Wichtigkeit oder Unwichtigkeit der Sache, nach den oben angedeuteten Möglichkeiten, und nach dem geschriebenen Prüfstein, dem wahren Felsen der Kirche, das Urtheil fällen, oder auch, weil gleichgültig, aufschieben, den Grundsatz aber festhalten, daß von Gottes wegen nichts unfehlbar oder vollkommen seyn soll, was nur bestimmt ist, auf das Unfehlbare zurück und auf das Vollkommene vorwärts zu weisen.

Das Ganze dieser Betrachtungen zeichnet sich aus durch einen höchst frommen, heiligen Sinn, durch eine ungemein warme, schmerzenvolle Liebe, durch Ausführlichkeit, Lebendigkeit und äußerste Genauigkeit der Schilderungen, die auch meist für zeit- und landesgemäß gelten können, und wobey viele historische, geographische, topographische und antiquarische Umstände und Namen vorkommen, welche wohl nicht alle anderwärts nachzuweisen sind. Manchmal wird jedoch nur die Aehnlichkeit der Namen angegeben, sie wurden der Seherin nicht immer deutlich geoffenbart.

Es ist wie ein neues apokryphisches Evangelium, das den vorhandenen ächten in Hauptsachen nicht widerspricht, aber eine Menge Erklärungen und Zusätze liefert, welche theils erbaulich und schön, theils doch interessant sind, aber auch gegenüber die kluge Sparsamkeit der biblischen Erzählungsweise bewundern lassen, die nur Heilsames, und nur Körner der Weisheit zur Befruchtung, ausgesucht und in Buchstaben versiegelt hat. Auch steigert sich das Leiden und besonders die körperliche Mißhandlung und Zerfleischung des Herrn bis ins Gräßlichste und Ungeheuerste, und wie hiebey das sinnliche Gefühl vorherrscht, so wird man zuweilen versucht zu glauben, die körperlich Mitleidende übertreibe, oder sehe mehr sinn- als ebenbildlich, wenn schon die Schmach und Martern des Heilandes ohne Zweifel viel größer waren, als daß ein Andrer an seiner Statt gleicher Geduld fähig gewesen wäre. Die verschiedenen Leidesscenen sind genaue Gemälde, und scheinen bald Copien von Bildern aus den verschiedenen Malerschulen, bald scharfbestimmte Angaben, wonach ein Zeichner arbeiten soll. Es ist ein fortlaufendes Drama, dem nur der Dialog fehlt. Manches läßt sich als Auskunft bey Schwierigkeiten, namentlich für die Vereinigung der Parallelen, mindestens als Hypothese benutzen. Etwas ganz Eigenes und scheinbar Willkührliches ist die Verflechtung von bekannten Personen und Dingen der neutestamentlichen Geschichte mit einander, und der neu- mit der alttestamentlichen, diese mit symbolischem, jene meist ohne bedeutendern Bezug. Auch hierin zeigt sich Aehnlichkeit mit den willkührlichen Motiven der Dramaturgie. So

stehen alle in den Evangelien genannte Männer und Frauen, einschließlich des Nikodemus und Joseph von Arimathäa, zusammen in fortwährendem, innigem Verkehr. Die heilige Jungfrau, die Mutter des Herrn, erscheint überall nach ihrem Sohn als Hauptfigur, während wir sie im N. T. so selten auftreten sehen. Die Höhle, worin Christus am Oelberg betete, soll der Ort gewesen seyn, wohin Adam und Eva nach dem Fall aus dem Paradiese herabgekommen, wo sie gezagt und getrauert; unter der Schädelstätte sollen sie begraben seyn, das Kreuz Christi soll senkrecht über dem Schädel Adams gestanden haben; Seth soll zu Bethlehem geboren seyn, Japheth an der Stelle der Kreuzigung Wein gekeltert haben, ferner der rechte Schächer soll aus Aegypten gebürtig, als Knabe aussätzig gewesen, dort in dem Badewasser des Jesuskindes von seiner Mutter auf Anrathen der Maria gewaschen und augenblicklich heil geworden seyn. Viele Spezialien sind unbedeutend, andre bedenklich; wir wollen noch eine kleine Durchsicht halten.

S. 7. heißt es· „es war ihm (dem Satan) verborgen, daß Jesus der Sohn Gottes war, und er versuchte ihn als einen unbegreiflich gerechtesten Menschen" — wogegen Math. 4, 3. anzuführen seyn möchte. — Die 30 Silberlinge waren (S. 36), „dreyßig Stücke Silberblech von der Gestalt einer Zunge, an dem halbrunden Ende durchlöchert und mit Ringen an einer Art Kette zu einem Bündel zusammengekettet. Es waren Zeichen in diese Bleche geschlagen." — Nach S. 37. soll Judas der Heuchler schon voraus das Geld als Opfer in den Tempel angeboten, die Priester aber es als Blutgeld zurückgewiesen

haben (überhaupt kommen mehrmals gewisse Umstände wiederholt und das erste Mal scheinbar zu früh vor). — Manchmal erscheint die Art der Marter ganz zwecklos, wie gleich bey der Gefangennehmung Jesu S. 45 ff. — Der Jüngling Marc. 14, 51. wird S. 46. bestimmt für Johannes mit einiger Abweichung in Absicht des Anzugs erklärt. — Petrus und Johannes sollen nach S. 56. dadurch in das Gerichtslokal gekommen seyn, daß sie mit ihren Bekannten, den Kanzleyboten, ebenfalls Botenmäntel angelegt und die Aeltesten zur Sitzung berufen. — Die Charactere des Hannas und Kaiphas, besonders aber der des Pilatus, sind durchweg consequent und kräftig gezeichnet. — Weil Jesus verklagt war, er habe das Passah unregelmäßig, nämlich einen Tag früher gegessen, so beweisen Nikodemus und Joseph von Arimathäa, daß dieß den Galiläern vermöge eines alten Herkommens erlaubt sey (S. 76 f.). Man sehe jedoch bey den Commentatoren nach, ob nicht noch andere Juden das Passah am Donnerstag, also genau am 14. des Monats gegessen. — S. 79 sagt die Seherin merkwürdig, es werde ihr Alles in Bildern gezeigt, und setzt hinzu: „welche Sprache mir auch viel wahrer, kürzer und deutlicher ist, als andre Explicationen, weil die Menschen doch auch Gestalten und handgreiflich und keine Redensarten sind“. Einestheils liegt hierin die größte Wahrheit, indem die richtige symbolische Sprache die kürzeste und treffendste ist, anderntheils beweist es, daß man öfter mit Recht zweifeln kann, ob diese Betrachtungen buchstäblich zu nehmen seyen. Vg. hiezu S. 169 f. — S. 104 heißt es von Judas, er habe sich

mit seinem Gürtel an einem Baum erhängt, „und als er hing, platzte sein Leib und sein Eingeweide schüttete sich auf die Erde"; daß er herabgestürzt sey, wird nicht gesagt, wiewohl es nach Apostelgeschichte 1, 18 scheint, daß er erst hiebey zerborsten. — Die Kleidung Jesu sieht sie bald so, daß er allein mit seinem gewirkten Unterkleid bekleidet gewesen (S. 105. 106), bald gibt sie ihm mehr Gewänder als man gewöhnlich annimmt. — Maria Magdalena wird nach der Tradition für diejenige genommen, welche von der Besessenheit geheilt wieder in Fleischessünden verfallen sey, und den Herrn gesalbt habe; eine bekannte Streitfrage. Sie spielt eine Hauptrolle in diesen Erzählungen, und ihr Charakter ist wenigstens folgerecht und lebendig dargestellt. — Wenn es Matth. 27, 19 blos heißt, dem Pilatus habe, als er auf dem Tribunal gesessen, sein Weib (Claudia Procle von der Seherin genannt) sagen lassen: „Habe du nichts zu schaffen mit diesem Gerechten" 2c., so kommt dieß hier S. 137 unten und 166 oben zwar auch vor, es wird aber S. 122 eine Scene vorausgeschickt, wo Claudia sich mit Pilatus mündlich darüber bespricht, und er ihr ein Pfand gibt, daß er Christum nicht verurtheilen werde. Nach der Verurtheilung aber trennt sich Claudia heimlich von ihm, verbirgt sich bey den Anhängern Jesu und wird Christin. — Wenn es Luc. 23, 11 heißt, Herodes habe mit seinen Kriegsleuten den Herrn verspottet und ihm ein weisses Kleid oder auch Prachtkleid (ἐσθῆτα λαμπρὰν) anlegen lassen, so erzählt die Seherin S. 131: „Einer brachte einen großen weißen Sack, der in einer Kammer des Pförtners

lag, es war einmal Baumwolle darin hieher gesendet worden, sie schnitten mit ihren Schwertern ein Loch in den Boden des Sacks und warfen denselben mit einem allgemeinen Hohngelächter über Jesu Haupt, ein Anderer brachte einen rothen Lappen und warf ihn Jesu wie einen Kragen um den Hals" u. s. w. — Sie hat häufig symbolische Erscheinungen von Kindern (s. S. 153. 156 f.), welche mit die Nichtrealität mancher andern Gesichte beweisen können. Auch die Parallele zwischen dem Aussehen der Mutter des Herrn und der Magdalena S. 159 scheint dahin zu gehören. Daß sie aber (wie S. 169. 208 ꝛc.) Teufel und Engel sich in die Handlungen mischen sieht, möchte von wesentlicherer Art seyn. — Uebrigens wird sie S. 171 wegen etwaniger Irrthümer von dem Herausgeber selbst entschuldigt. — Merkwürdig ist die standhafte Beschreibung des Kreuzes Christi, dessen Form S. 177 so angegeben wird: „Ich sah immer das Kreuz so, daß die beyden Arme, wie die Aeste eines Baums, aus dem Stamm aufwärts liefen, und es wäre gleich einem Y, wenn man dessen untere Linie bis zu gleicher Höhe zwischen den Armen verlängerte". Die Arme wurden eingezapft u. s. w. Die Kreuze der Schächer aber werden angegeben als aus einem rohern Stamm und einem etwas gebogenen Querholz bestehend, das oben am Stamm befestigt wurde. Christus trug nach S. 181 f. die Kreuzhölzer auseinandergelegt und zusammengebunden auf der rechten Schulter, den Schächern aber wurden die Querhölzer ihrer Kreuze über den Nacken gelegt und an den Händen festgebunden. Man erinnert sich wohl hiebey

der Ausdrücke Furca und Furcifer, und das Kreuz Christi bildet nach obiger Beschreibung eine wahre Furca. — Sonderbar ist die Angabe, daß Christus außer dem den Juden gemeinen Brustlatz oder Scapulier auf der bloßen Haut erstlich getragen habe den ungenähten Rock, der aber braun und von seiner Mutter gewirkt gewesen sey, darüber ein weites weißes wollenes Gewand nebst breitem Gürtel, und darüber einen Mantel, auch noch eine „Halsbahn" (s. S. 178. 208. 220). Bey Johannes 19, 23 lesen wir jedoch nur von „Kleidern", d. i. nach dem Hebraismus dem Mantel, der geviertheilt wurde, und von dem (ungenäheten) Leibrock, welches zusammen die gewöhnliche einfache Tracht des Alterthums war. — Häufig kommen Eindrücke in Steine vor, durch das Knien oder Niederfallen Jesu oder seiner Mutter verursacht (s. unt. and. S. 189). Ebenso zeigt sich eine große Neigung, nicht nur zur bestehenden Tradition im Allgemeinen (vg. S. 205) sondern auch zu Reliquien, sowohl von Gebeinen als Kleidungsstücken u. dgl. So sollen die Soldaten nach S. 220 die Kleider Jesu an die Christen verkauft haben, bey denen daher diese Heiligthümer geblieben seyen. — Nach S. 191 hätte Simon von Cyrene das Kreuz zugleich mit, jedoch hinter dem Herrn getragen, was auch nach Luc. 23, 26 wohl glaublich ist. — Das Schweißtuch der Veronica kommt ebenfalls vor. Sie soll (S. 192) eigentlich Seraphia geheißen haben, und das Weib Sirachs, eines Mitglieds des hohen Raths, gewesen seyn, ihren Beynamen aber von vera icon erhalten haben (Andre nehmen ihn bekanntlich für römische Form von Berenike). Die Sache

würde sich einigermaßen natürlich erklären, indem es Freundschaftssitte gewesen, den Leidenden das Gesicht abzutrocknen, und das des Herrn mit Blut und Schweiß überlaufen war, sich also auf dem dargehaltenen Schweißtuch abdrücken mußte. Es heißt davon S. 197 Anmerk. „Das Angesicht Jesu war nicht wie ein reines Gemälde, sondern mit Blut darin abgedrückt, es war auch breiter als ein Gemälde, denn es hatte um das Angesicht herum gelegen". Daß damit seiner Zeit Wunder gewirkt worden, ließe sich nach Apostelgeschichte 19, 12 wohl annehmen. — Jesus soll siebenmal unter dem Kreuze gefallen seyn (S. 201). — Die Gestalt Jesu wird beschrieben S. 223. — Der Hauptmann beym Kreuz hieß Abenadar, später Ktesiphon getauft, und der Unteroffizier Cassius, nachher Longinus (S. 225. 350. 359). Auf diesen letzten Seiten kommt etwas vor, was die Seherin in dem dort beschriebenen Document gesehen haben könnte, oder was gegen die Unfehlbarkeit der obern Kirchenbehörden ein starkes Präjudiz bildet. — Merkwürdig ist ferner die Stelle über das Sehen S. 229: „In solchen Betrachtungen wird Vieles vernommen, was nicht geschrieben steht, und man kann nur das Wenigste mit den gewöhnlichen Worten wieder erzählen. Was dort so klar ist, daß man glaubt, es verstehe sich von selbst, das weiß man hier nicht mit Worten verständlich zu machen" — wozu gehört S. 230 und 231 unten, auch S. 329. — Von der Finsterniß bei dem Tode Jesu (bekanntlich bey Vollmond und darum wunderbar) scheint sie eine seltsame Vorstellung zu haben, als wenn der Mond einen Sprung gethan und vor die

Sonne getreten, hernach aber wieder von ihr gewichen sey (S. 228. 237), wohl offenbar bloße Phantasie. Von dem Ysop hat sie ebenfalls eine eigene Idee (S. 239): „Der Hauptmann Abenadar — steckte das eine Ende des Schwamms in ein kurzes Stück Ysoprohr, welches wie ein Mundstück zum Saugen diente, und hob diese auf der Spitze seiner Lanze befestigte Vorrichtung so zu dem Antlitze Jesu empor, daß das Rohrstück zu dem Munde Jesu gelangte, und dieser durch dasselbe den Essig aus dem Schwamme saugen konnte." — Die Seele des sterbenden Heilandes sieht sie wie einen leuchtenden Schatten bey dem Kreuz zur Erde hinab in die Vorhölle fahren (S. 239. 244. 314), und bey dem Erdbeben einen Riß im Felsen zwischen Jesu und des linken Schächers Kreuz entstehen (S. 240). — Aeußerst malerisch, wie das Meiste, ist das Verscheiden Jesu geschildert S. 241 f. — Was von S. 244 an über die „Erscheinung der Todten in Jerusalem", und zwar im Tempel und andern Orten, vorkommt, dieses Gewimmel von Auferstehenden aus den Gräbern während des Todes Jesu, dann Umherwandelnden und hernach wieder Versinkenden, möchte schwer mit der heiligen Schrift zu reimen seyn. Man sehe davon unter andern S. 316 und 343. Nach Math. 27, 52. 53 erwachten viele Leiber der entschlafenen Heiligen, sie gingen erst nach Christi Auferstehung aus den Gräbern, oder nach anderer Interpunction, die für den nächsten Sinn unwahrscheinlich ist, wenigstens da erst in die Stadt Jerusalem und erschienen Vielen. Wir sind berechtigt, zu glauben, daß sie hiedurch Kinder der ersten Auferstehung

geworden, und daß die Seherin nur deßwegen lehrt, sie hätten ihre Leiber wieder abgelegt, um erst am jüngsten Tage aufzustehen, weil dieses die jetzige römische, obwohl nicht die älteste katholische, Orthodoxie so mit sich bringt. — Der zerreißende Vorhang ist nach der Seherin der vordere des Heiligen, und es wichen dabey die Säulen des Eingangs oben auseinander (S. 246). Nach ihr (S. 248) soll auch schon damals die aus Josephus bey der Tempelzerstörung bekannte Engelstimme getönt haben: „Lasset uns von dannen ziehen!" — Die Seitenwunde des Herrn von dem ausziehbaren Speer des Cassius Longinus (welcher auch Reliquie wird), findet sich traditionsmäßig an der rechten Seite, obwohl Joh. 19, 34, in Vergleichung mit Ps. 91, 7, dieses sehr zweifelhaft läßt. — Zu den Kunstreminiscenzen, Blicken auf Kunstwerke, oder auch zu den Poesieen, scheint mehr oder weniger zu gehören: die genaue Beschreibung der Kreuzabnahme und des Bereitens zum Begräbniß (S. 270 ff.), des Balsamirens (S. 279), das Legen des heiligen Leichnams in die Arme der Mutter (S. 271), das feyerliche Leichenbegängniß (S. 282), vollends das weiße Siegsfähnlein in der Hand des erstandenen Erlösers (S. 330, was jedoch die Seherin selbst, nebst dem Drachen dabey, S. 331, für Sinnbild erkennt), und die Erscheinung Christi als Gärtner mit Schaufel und Hut (S. 336), die an Albrecht Dürers Passionsbilder erinnert. Daß die Weiber den Leichnam Jesu schon am Abend nach der Kreuzigung gewaschen und gesalbt, wovon die E. eine umständliche Beschreibung gibt, möchte den Evangelien widersprechen,

und, daß die Mutter des Herrn dabey gewesen, steht nirgends in diesen. Man sehe Math. 27, 59 ff. C. 28, 1. Marc. 15, 46. 47. C. 16, 1. Luc. 23, 53—56. C. 24, 1. Joh. 19, 39—42. C. 20, 1. Die Weiber wollen nachher am Ostermorgen die Leiche zum zweyten Mal mit Wohlgerüchen übergießen und mit Blumen bestreuen (S. 329. 332); was Alles nach den angeführten Stellen unwahrscheinlich ist. Auch daß nach S. 331 der Herr zuerst seiner Mutter erschienen sey, möchte sich mit Marc. 16, 9 schwer vereinigen lassen. — Noch machen wir auf einige wichtige Angaben aufmerksam: auf den Chaldäischen Cultus S. 298 ff.; auf den angeblichen weiten Bereich des Erdbebens S. 303; auf die Erwähnung der bekannten Luftstimme: „Der große Pan ist todt!" S. 305; auf das Capitel von der Höllenfahrt S. 314 ff., wo S. 317 auch die Seligkeit der Heiden durch Christum zugestanden wird und S. 321 von einem fortwährenden Erlösen die Rede ist; auf die Gebetswirkungen durch den Dienst der Engel und deren Sendungen S. 292 f. Daß das Cönaculum, worin der Herr mit seinen Jüngern das letzte Mahl genossen, dem Nikodemus gehört habe, und daß dieser und Joseph von Arimathäa Steinmetzen gewesen, ist vielleicht sonst in keiner heiligen Geschichte gesagt. Wir haben die apokryphischen Evangelien und Legendenbücher gerade nicht zur Hand. Auch ist merkwürdig, daß öfter die Secte der Essäer genannt wird, unter welcher Jesus Bekannte gehabt habe; doch wird, wie sich versteht, nicht gesagt, daß er (wie die falsche Hypothese will) ein Mitglied derselben gewesen sey.

Wir glauben genug gesagt zu haben, um diese ausgezeichnete literarische Erscheinung den Verständigen zu empfehlen, und zugleich die Gründe bemerklich zu machen, warum wir der Realität dieser Betrachtungen nicht durchgängig so viel Zutrauen schenken können, als dem frommen Sinn und reinen Willen der Betrachtenden selbst. Es ergibt sich hiebey noch eine gute Lehre für diejenigen, welche nach den Besonderkeiten der h. Geschichte neugieriger sind, als nach dem, was zum Heil genügt; und ob sie gleich mit Recht wollen, daß die besten Apokryphen unserer Bibel erhalten werden, doch allzusehr die Seltenheit oder den Verlust anderer bedauern. In der That geben uns diese Betrachtungen nichts, was wir zu wissen unumgänglich nöthig haben, bleiben aber im Ganzen ein schätzbares Zeugniß für die geoffenbarte Wahrheit abseiten einer geheiligten, gottvertrauten Seele, und ein sonderbares Denkmahl frommer Hellsichtigkeit. Wo Irrthümer eingeflossen seyn mögen, da sey es uns eine Warnung und Ermahnung, mit der Bitte um Erleuchtung auch die um Reinheit und Untadelhaftigkeit derselben zu verbinden, und uns vor unzeitiger Neugierde zu hüten, die theils aus uns selbst, theils auf Antrieb derjenigen zu entstehen pflegt, welche etwas von uns zu wissen begehren. Wohl dem, welcher weiß, wie weit er sieht, und seine Einbildungskraft zu zähmen vermag.

Bey einer neuen Auflage wird es nöthig seyn, auf einige orthographische Fehler, wie Reflection S. 168 ff. (S. 112 Anmerk. richtig Reflexion geschrieben), Pal-

kast für Palast (palatium, nur aus prosodischer Licenz pallatium) und das beständige Barrabas für Barabbas, Rücksicht zu nehmen.

Zugabe.

Die Gemeinschaft der Leiden.

Du willst, o Herr, mein Opfer haben,
Bereitet ist der Brandaltar;
Drum bring' ich Armer meine Gaben,
Die Leiden meiner Tage dar.
Büßt Aaron erst eigne Sünden,
Die Früchte seiner Menschlichkeit,
So darf er dann auch Sühne finden
Für seines Volkes Irdigkeit.

Wohl ist mir täglich noth zu weinen,
Daß ich auch heute noch verbrach;
Du magst nicht Werke, die nur scheinen,
Auch dem Gedanken blühet Schmach.
Du forderst fleckenlose Triebe,
Die Sterne sind nicht rein vor dir,
Und wenn ein Stäublein übrig bliebe,
Was ist des Demants edle Zier?

Ist dein Gesetz nicht Eins im Wesen?
Und bist nicht ganz vollkommen du?
Was will mein Stolz an mir denn lesen
Für Tugend zur Gewissensruh?
Drum hast du dich dahin gegeben,
Du Priester ewigen Geschlechts,
Und bringst für der Verlornen Leben
Dein eignes Blut zum Preis des Rechts.

Nun leiden wir als deine Glieder,
Und büßen wirksam unsre Schuld,
Erwerben selber für die Brüder
In dich verwoben Gottes Huld.
Was du als Haupt trägst, tragen Alle;
Die deines Lebens Glanz durchrinnt,
Sie kämpfen mit am schweren Falle,
Und heben, die verworfen sind.

So laß denn stille mich erdulden,
Auch da, wo mich kein Vorwurf zeiht;
Einst danken viel getilgte Schulden
Der Liebe, die sich büßend weiht.
O richtet nicht, die ihr's nicht kennet,
Wie der Gemeinschaft Kraft versöhnt!
Doch wer den Namen Christi nennet,
Der leide mit, und sey gekrönt.

— y —

Heinrich Suso,

genannt

der heilige Amandus.

Leben und Schriften dieses in Gott versunkenen „minnereichen" Menschen erschienen vor wenigen Jahren nach den ältesten Handschriften und Drucken mit unverändertem Texte, herausgegeben von Diegenbrok, und mit einer sehr merkwürdigen Einleitung von Görres begleitet. Noch ist dieses Buch, das so sehr verdiente in aller der Menschen Hände zu kommen, die dem innern Leben nachstreben, nur noch wenig bekannt. Möchten zu seiner weitern Verbreitung nachstehende Auszüge und Uebersichten aus ihm dienen!

Aus Suso's äußerem Leben.

Der Prologus zur deutschen Ausgabe der Schrift Suso's von 1512 gibt von ihm folgende Nachrichten:

„Der würdige Vater und andächtige Liebhaber und Diener Gottes der ewigen Weisheit, den man nennet Seuß (Suso), hat zween Eigennahmen gehabt und auch zween Zunahmen.

In der Taufe ward er genannt Heinrich, da er ein Christ-Mensch ward durch das Sakrament der Taufe.

Aber da er voll Tugend und Gnade ein vollkommener geistlicher und liebhabender himmlischer Mensch ward, da geschah es, daß ihm Gott selber, die ewige Weisheit, den ersten Nahmen Heinrich abnahm, und hieß ihn Amandus, den Liebwerthen. Dieser Nahme ward nicht ausgekommen in seinem Leben: denn er verdrückte ihn von Demuth wegen. Da er aber aus dieser Zeit verschied, fand man in seinen heimlichen Offenbarungen, daß ihm Gott selbst den Nahmen Amandus aufgesezt hatte, aus der Eigenschaft, so er Gott so inniglich lieb hatte. Der erste Zunahme war, daß er hieß Heinrich vom Berg: denn sein Vater war ein wohlgeborner Mann, einer vom Berg aus dem Hegau. Den Zunahmen hat er nicht lange gehabt; sondern er wollte genannt werden nach seiner Mutter Seuß: denn sie war eine andächtige gottesfürchtige Frau, und hieß Seußerin. Darum wollte er auch ihren Nahmen haben und ihr in Tugenden und Nahmen nachfolgen. Also nannte man ihn Heinrich Seuß. Da er nun zu Konstanz in den Predigerorden kam, und ein andächtiger, seliger Mensch und dazu auf der hohen Schule zu Kölln hochgelehrt ward, daß er sollte Doktor in der heiligen Schrift werden, das ward ihm durch den heiligen Geist untersagt und gesagt: „Du kannst genug dazu, daß du dich magst zu Gott kehren, und andere Menschen durch deine Predigt auch zu Gott ziehen." Also hub er an zu predigen mit großem Ernst, und ward ein berühmter strenger Prediger."

Suso war ungefähr um das Jahr 1300 gebohren und starb im Jahr 1366.

Er kam zu Konstanz in den Predigerorden und lebte lange zu Ulm, wo er auch starb und begraben liegt.

Aus Suso's innrem Leben.

Suso hatte von Jugend auf ein minnereiches Herz, das ist (sagt Görres) der kürzeste Ausdruck, auf den er sich selbst gebracht und in dem er sein ganzes Wesen ausgesprochen.

„Herr! (Suso's Worte) ich ziehe das an dich, der du alle Dinge weißt, das mir das gefolgt hat von meiner Mutter Leib, daß ich ein mildes Herz gehabt hab alle meine Tage. Ich sah nie einen Menschen in Leid noch in Betrübniß, ich hatte ein herzliches Mitleiden mit ihm; alle, die je traurig oder beschwert zu mir kamen, die fanden je etwas Rathes, daß sie fröhlich und wohlgetröstet von mir schieden; denn mit den Weinenden weinte ich, mit den Trauernden trauerte ich, biß daß ich sie mütterlich widerbrachte. Das müßen mir all meine Gesellen jähen und bekennen, daß es von mir selten gehört ward, daß ich je eines Bruders oder eines Menschen Sache schlimmerte mit meinen Worten, sondern aller Menschen Sache besserte ich, so fern ich konnte. Der Armen getreuer Vater hieß ich, aller Gottesfreunde besonderer Freund war ich. Mir that je kein Mensch so großes Leid, wenn er mich nur gütlich darnach anlachte, so war es alles dahin in Gottes Namen, als ob es nicht geschehen wäre."

„Herr, ich will geschweigen der Menschheit, denn selbst

aller Thierlein und Vöglein und Gottes Kreaturlein Mangeln und Trauern, so ich das sah und hörte, so gieng es mir an mein Herz, und ich bat den obersten milden Herrn, daß er ihnen hülfe. Alles, was im Erdenreich lebt, das fand Gnade und Mildigkeit an mir. Ach, und du, milder Herr, gestattest etlichen, daß sie mit so großer Grimmigkeit sich gen mich beweisen, wie du, Herr, wohl weißt, und es offenbar genug ist. Ach, milder Herr, das sieh an und ergetze mich deß mit dir selber."

Da er eine gute Weile sein Herz also mit Gott erkühlet hatte, da kam er in ein stilles Rühlein und leuchtete ihm ein von Gott also: Deine kindliche Rechnung, die du da gen mich gethan hast, kommt davon, daß du nicht allzeit eben wahrnimmst des gelittenen Christus Wort und Weise. Du sollst wissen, daß Gott nicht von dir genüget eines gütigen Herzens, das du hast; er will noch mehr von dir. Er will auch, wenn du von jemand mit Worten oder Weisen bürlich mißhandelt wirst, daß du das nicht allein geduldiglich leidest; du mußt dir selbst auch also gar untergehen, daß du nicht schlafen gehest, ehe daß du hin zu deinem Widersacher kommest, und so fern es möglich ist, sein wüthendes Herz beruhigst mit deinen süßen Worten und Gebährden; denn mit solcher sanftmüthigen Demuth benimmst du ihm Schwert und Messer, und machst ihn ohnmächtig in seiner Schalkheit. Siehe, dies ist der alte vollkommene Weg, den der liebe Christus seine Jünger lehrte, da er sprach: Sehet, ich sende euch als Schäflein unter die Wölfe.

Da der Diener zu sich selbst kam, da däuchte ihm dieser

vollkommene Weg zu mühlich, und war ihm schwer darnach zu betrachten, und noch viel schwerer zu befolgen, und doch gab er sich darein und begann es zu lernen.

Welche Milde und Tiefe eines kindlichen Gemüthes thut sich hier kund, und dieß erwies sich in Suso bey allen Vollkommenheiten seines Lebens.

Als jenes böse, ihn mit falscher Anklage verfolgende Weib, ihr Kind ihm aufbürdend, zu ihm kam und ihm, dem Verzweifelten, anrieth, es zu tödten, in welche rührende kindliche Klage ergießt sich da sein minnigliches Herz!

„Da er das Kindlein auf den Schooß setzte und es ansah, da lachte es ihn an. Davon erseufzte er grundlos und sprach: Sollte ich ein mich anlachendes hübsches Kindlein tödten? Nein, wahrlich! Ich will gern Alles leiden, was darauf fallen mag. Und er kehrte sich gegen dem Kindlein und sprach diese Worte: O weh, du elendes, zartes Kindlein! wie bist du so gar ein armes Waislein; denn dein eigener ungetreuer Vater hat dich verläugnet, und deine mördige Mutter wollte dich hinwerfen, wie ein ungenehmes verwerfliches Hündlein.

Nun hat Gottes Verhängniß dich mir gegeben, daß ich soll und muß dein Vater seyn; und das will ich gern thun. Ich will dich haben von Gott und von niemand anderm; und wenn mir Gott lieb ist, so mußt auch du mein liebes Kindlein seyn. Ach Herzenskind meines, du sitzest auf meinem traurigen Schooße und siehest mich gütlich an und kannst doch nicht reden. Ach, so seh ich dich an mit verwundetem Herzen und weinendem Auge

und küssendem Munde; ich begieße dein kindliches Antlitz mit dem Bache meiner heißen Zähren. Da dem hübschen Knäblein des weinenden Mannes große Zähren über seine Aeugelein so fest abrannen, da ward es auch herzlich weinend mit ihm und weinten also beyde mit einander. Da er das Kindlein also weinen sah, drückte er es lieblich an sein Herz und sprach: Schweige, Glück meines! Ach Herzenskind meines, sollte ich dich tödten, darum daß du nicht mein Kind bist, und daß ich dich sauer erarnen muß? Ach, schönes, liebes, zartes Kind, ich mag dir kein Leid thun, denn du mußt mein und Gottes Kind seyn, und dieweil mich Gott berathet eines einzigen Mund volles, den will ich mit dir theilen, dem gütigen Gott zu Lob, und will alles das geduldiglich leiden, das mir immer darauf fallen mag, zartes Kind meines!

Da das grimme Herz des Weibes, die es zuvor wollte ertödtet haben, dieß weinliche Zarten sah und hörte, da ward sie so herzlich bewegt zu großem Erbarmen, daß sie ausbrach in ein Weinen und Heulen, daß er sie stillen mußte, aus Furcht, daß etwa jemand käme, und daß man es inne würde. Da sie sich wohl erweinet hatte, da bot er ihr wieder das Kindlein, und gesegnete es, und sprach also: Nun, gesegne dich der minnigliche Gott, und die heiligen Engel beschirmen dich vor allem Uebel! und hieß es auf seine Kosten wohl versehen nach aller Nothdurft. Darnach gieng das böse Weib, des Kindes Mutter, wieder hinzu, und wie sie den Bruder übel verläumdet hatte, so that sie es auch noch fürder, wo es ihm schaden

mochte, so daß er davon manchem reinen tugendhaften Herzen zum Erbarmen ward.“ —

„Der Mutter Gemüth (sagt Görres), die auch in der Charwoche vor Leid und Theilnahme an den Leiden des Kreuzes gestorben, ist als Erbe auf den Sohn übergegangen, und der ganze eigenthümliche Mannescharakter der Schwaben, von seiner besten Seite gefaßt, hat in seiner schönen Natur sich ausgeprägt.“ Wie oben angeführt, so nannte er sich auch nach seiner Mutter Namen Seuß, wie überhaupt das Beyspiel einer guten Mutter noch viel stärker, als das des Vaters, auf das Kinderherz einwirkt.

„Des Dieners leibliche Mutter (erzählt Suso von sich und seiner Mutter) war auch alle ihre Tage eine viel große Leiderin; und das kam von der widerwärtigen Ungleichheit, die sie und ihr Hauswirth hatten. Sie war voll des allmächtigen Gottes, und hätte gern darnach göttlich gelebt; da war aber ihr Ehemann der Welt voll, und zog mit strenger Härtigkeit dawider, und daraus fiel ihr vieles Leiden zu.

Sie hatte eine Gewohnheit, daß sie all ihre Leiden in das bittere Leiden Jesu Christi warf, und damit ihr eigen Leiden überwand. Sie bekannte ihm vor ihrem Tode, daß sie innerhalb dreißig Jahren niemals einer Messe beywohnte, sie erweinte sich denn bitterlich von herzlichem Mitleiden über unseres lieben Herrn und seiner getreuen Mutter Marter, und sagte ihm auch, daß sie von der unmäßigen Minne, die sie zu Gott hatte, einst siech ward, und wohl zwölf Wochen zu Bette lag, also jämmerlich

und schmachtend nach Gott, daß es die Aerzte kundlich inne wurden und ihre Hülfe darnach einrichteten.

Sie ging einst zu angehender Fasten in das Münster (zu Ulm), da die Ablösung Jesu, des Herrn, vom Kreuze in geschnitzten Bildern auf einem Altare stund, und vor den Bildern fühlte sie den großen Schmerz, den die zarte Mutter unter dem Kreuze hatte; und von dieser Noth geschah dieser guten Frau auch also weh vor Erbarmen, daß ihr Herz empfindlich erkrankte in ihrem Leibe, so daß sie vor Ohnmacht niedersank auf die Erde, und weder sah noch sprach.

Da man ihr heim half, da lag sie siech bis an den Charfreytag zu Non, da starb sie unterdem, daß man die Passion las. In derselben Zeit war ihr Sohn, der Diener (so nennt sich Suso immer), zu Köln zur Schule, und sie erschien ihm und sprach mit großer Freuden: „Eya Kind meines, habe Gott lieb, und getraue ihm wohl, er läßt dich mit nichten in keiner Widerwärtigkeit. Sieh, ich bin von dieser Welt geschieden, und bin nicht todt; ich soll ewiglich leben vor dem ewigen Gott. Sie küßte ihn mütterlich an seinen Mund und gesegnete ihn treulich, und verschwand also. Er fing an zu weinen, und rief ihr nach, und sprach: „O getreue heilige Mutter meine, sey mir getreu bei Gott!“ und also weinend und seufzend kam er wieder zu sich selbet.

An einer frühern Stelle erzählt Suso (er spricht in seinen Schriften immer von sich wie von einer andern Person):

„Sein eigener Vater, der der Welt Kind zumal gewesen war, der erschien ihm nach seinem Tode, und zeigte ihm

mit einem jämmerlichen Anblick sein ängstliches Fegfeuer (seinen Aufenthalt im Zwischenreiche), und womit er das allermeist verschuldet hätte, und sagte ihm ausführlich, wie er ihm helfen sollte. Und das that er; und derselbe erzeigte sich ihm darnach, und sagte ihm, daß er ledig davon wäre worden. Seine heilige Mutter, mit deren Herz und Leib Gott Wunder wirkte in ihrem Leben, die erschien ihm auch, und zeigte ihm den großen Lohn, den sie von Gott empfangen hatte. Desgleichen geschah ihm von unzählig vielen Seelen, und das gab ihm eine Aufrechthaltung in der Weise, die er da führte."

Weiter sagt Suso von sich: „Es war ihm gewöhnlich, daß ihm viele Seelen erschienen, so von dieser Welt geschieden waren, und die thaten ihm kund, wie es ihnen ergangen wäre, womit sie ihre Buße verschuldet hätten, und womit man ihnen helfen möchte, oder wie ihr Lohn wäre vor Gott. Unter andern erschien ihm auch der selige Meister Eckart und der heilige Bruder Johannes der Fucrer von Straßburg."

Der Unterschied zwischen lautrer Wahrheit und zweifeligen Visionen in Gegenständen der Erkenntniß (sagt Suso) ist folgender: „Ein mittelloses Schauen der bloßen Gottheit das ist rechte lautere Wahrheit, ohne allen Zweifel; und eine jede Vision, so sie je vernünftiger (intellektueller) und bildloser ist, und derselben bloße Schauung, je gleicher, je edler ist sie. Etliche Propheten hatten bildreiche Visionen, wie Jeremias und die andern. Solche bildreiche Visionen werden noch oft Gottes heimlichen Freunden, etwa wachend, etwa schlafend; in

stiller Ruhe und Abgeschiedenheit der äußeren Sinne. Und es spricht ein Lehrer, daß Engelserscheinung etlichen Menschen öfter im Schlafe wird als im Wachen, darum, weil der Mensch im Schlafe von äußerer mannichfaltiger Wirksamkeit mehr gestillt ist, denn im Wachen; wenn aber eine Vision, die dem Menschen im Schlafe wird, eine wahrsagende Vision möge oder solle heißen (wie in der alten Ehe dem Könige Pharao von sieben feisten und sieben mageren Rindern träumte, und desgleichen viel von Träumen, das die heilige Schrift sagt), wie man deß könne Unterschied der Wahrheit finden (weil die Träume gemeiniglich trügen, und auch unterweilen bestimmt wahrsagen) da sollst du wissen, was St. Augustin von seiner heiligen Mutter schreibt. Sie sagte ihm, daß sie die Gabe von Gott hätte: wenn ihr was von Gott im ganzen Schlaf oder im halben Schlaf würde, so ward ihr damit der Unterschied von innen gegeben, daß sie wohl erkannte, ob es allein ein gemeiner Traum war, der nicht zu achten, oder ob es war eine bildliche Vision, daran sich zu kehren wäre. Und welchem Menschen Gott die Gabe gibt, der kann sich desto besser hierin berichten. Es kann es niemand dem andern wohl mit Worten geben; nur der versteht es, der es empfunden hat."

Die Zunge hält er in solcher Hut, daß er innerhalb dreyßig Jahren sein Schweigen über sich nie bricht, sechzehn Jahre lang schläft er in dem mit Nägeln besetzten Unterkleid und in den mit Spitzen reichlich besteckten Handschuhen, die Arme zu Nacht durch Bande ausge-

spannt; ein hölzern Kreuz mit vielen Nägeln auf dem Rücken u. s. w. Durch viele Zeit ißt er nur einmal des Tags, und fastet ohne Fische und ohne Eier, ein überkleines Maß hat er zum Trinken sich selbst erkauft u. s. w.

Dennoch rathet er Andern ein gleich hartes Leben ab, so z. E. seiner geistlichen Tochter:

„Liebe Tochter, willst du dein geistliches Leben nach meiner Lehre richten, wie du es an mich gefordert hast; so laß solche Strengheit unterwegen, weil es deiner fräulichen Schwachheit und wohlgeordneten Natur nicht zugehört. Der liebe Jesus sprach nicht: Nehmet mein Kreuz auf euch; er sprach: jeder Mensch nehme sein Kreuz auf sich. Du sollst nicht befolgen der Altväter Strengheit, noch die harten Uebungen deines geistlichen Vaters; du sollst aus allem dem dir selbst ein Fach oder Theil nehmen, das du wohl erzeugen mögest mit deinem kranken Leibe, damit die Untugend in dir sterbe, und du mit dem Leibe lange lebest; das ist eine sehr würdige Uebung, und ist dir die allerbeste.

— — Luge allein jeder Mensch auf sich selbst, und merke, was Gott von ihm haben wolle, und sey dem genug, und lasse alle andere Dinge bleiben — — —

Gott hat mancherlei Kreuz, womit er seine Freunde kasteyt. Ich versehe mich deß, daß dir Gott ein anderley Kreuz wolle auf den Rücken laden, das dir noch peinlicher wird, denn solche Kasteyung: das Kreuz empfahe geduldig, so es dir kommt“ u. s. w. —

Ein Somnambüles (sagte die Seherin von Prevorst)

kann kein anderes Schauen aussprechen, als dasjenige im Zentrum des Sonnenkreises, und das bezieht sich allein auf unsern Sonnenkreis, auf Sonne, Mond, Erde und sonstige Planeten, auf's Mittelreich, das in unserm Luftraum; das tiefere Schauen im Centrum des Lebenszirkels aber, hat noch keine Somnambüle ausgesprochen. Dieses Schauen im innersten geistigen Kreise aber, ist, nach Görres, das Schauen der Heiligen, und sie allein können das dort Erschaute aussprechen.

Zu diesem Schauen war auch Suso durch die ernste, strenge, freiwillig übernommene Ascese gelangt, zu einem Schauen, wo er bis zu den tiefsten Tiefen seines innern Lebens hinabstieg. Es war dieß der Zustand, von dem es öfters heißt: „Er war niedergesessen in ein stilles Kühlein, und in einer Vergangenheit der äußern Sinne ward ihm gar viel der göttlichen Verborgenheit.“

So heißt es einmal: „Das Antlitz war ihm erbleicht, sein Mund erschwarzt, und alle lebliche Weise war dahin, wie an einem todten Menschen, den man auf die Bahre gelegt hat. Das währte wohl so lange, daß man unterdem eine Meile Wegs wäre gegangen. Seines Geistes Gegenwart, dieweil er also vergangen lag, war nichts anderes, denn Gott und Gottheit, Wahr und Wahrheit, nach ewiger inschwebender Einigkeit.“

Oder: „Da geschah es eines Mals, daß er verzückt war in sich und über sich selbst, und in einer Entsunkenheit der Sinne ward in ihm süßiglich gesprochen“ u. s. w. Aber auch geistige Leiden aller Art, Schmach und Un-

ehre, als habe er mit Diebstahl und böser Lüge sich beschmuzt, müssen seinem Innern zur Läuterung und Erhebung dienen, bis er endlich sich die rechte Gelassenheit erkämpft, und er ein vollkommen durchgeübter Gott ergebener Mensch geworden, es dahin gebracht hat, daß er befürchtet, Gott habe seiner vergessen, wenn ihn eine Zeit lang keine Widerwärtigkeit trifft.

Mit welch einem kindlichen Gemüthe, in welch eigener, herzergreifenden Sprache, erzählt er im vierten Kapitel von der Schwere seiner geistigen Kämpfe „in der Neue seines Anfanges."

„An der Neue seines Anfanges, da stund der Diener auf dem Sinne, daß er von Herzen gern den Augen des minniglichen Gottes wohlgefallen hätte mit vornehmer Sonderheit, aber ohne Arbeit und ohne Leiden.

Es fügte sich, daß er eines Mal ausfuhr, um Predigens willen in das Land; und da er kam in ein gemeines Schiff auf dem Bodensee, da saß unter andern darin ein schöner Knappe, der zierliche Kleider anhatte; zu dem machte er sich und fragte ihn, wes Mannes er wäre. Er sprach: Ich bin ein Abenteurer und rufe die Herren zu Hof zusammen; und da sticht man und turniret, und dienet den schönen Frauen; und welcher da das Allerbeste thut, dem gibt man die Ehre, und ihm wird gelohnet. Er sprach: was ist der Lohn? der Knecht sprach: die allerschönste Frau, die da ist, die gibt ihm ein gülden Fingerlein (Fingerring) an seine Hand. Er fragte: Aber sag' mir, Lieber, was muß einer thun, daß ihm die Ehre werde und das Fingerlein? Er sprach:

Welcher am meisten Streiche und Gedränges erleidet, und darin nicht verzaget, und kecklich und mannlich sich gebährdet, der fest sitzet und sich schlagen läßt, dem wird der Preis gegeben. Er fragte abermals: Ach, sag' mir, der nun in dem ersten Anreiten keck ist, wäre das genug? Er sprach: Nein, er muß den Turnier aus und aushalten, und würde er geschlagen, daß ihm das Feuer zu den Augen ausführe, und ihm das Blut zu Mund und Nase ausbräche, das muß er alles leiden, soll er das Lob gewinnen. Er fragte weiter: Eya, lieber Gesell, darf er nicht weinen, oder sich traurig gebährden, so er so übel geschlagen wird? Er sagte: Nein, und ob ihm sein Herz in seinem Leibe versänke, wie es manchem thut, er darf deßgleichen nicht thun. Er muß sich fröhlich und weidlich gebährden, anders würde er zu Spott, und verlöhre damit die Ehre und das Fingerlein.

Ob dieser Rede war der Diener in sich selber geschlagen, und seufzte herzinniglich und sprach: Ach würdiger Herr Gott, müssen die Ritter dieser Welt solche Leiden empfahen um so kleinen Lohn, der an sich selbst Nichts ist: ach Gott, wie ist dann so billig, daß man um den ewigen Preis noch viel mehr Arbeit erleide. O zarter Herr, wäre ich deß würdig, daß ich dein geistlicher Ritter wäre!

Eya schöne minnigliche Weisheit, deren Gnadenreichheit nichts gleich ist in allen Landen, möchte meiner Seele ein Fingerlein von dir werden, darum wollte ich leiden, was du immer wolltest. Und ward da weinend vor großem Ernst, den er gewann. Da er an die Statt

Rede erschrak er und sprach zu dem Bruder: Ich wüßte gerne, womit ich den Tod verschuldet hätte. Da sprach er: Dem Herrn ist gesagt, ihr hättet ihm seine Tochter, wie auch viele andere Menschen, verkehrt in ein besonderes Leben, das da heißt der Geist, und die in derselben Weise sind, die heißen die Geister und Geisterinnen: und ist ihm vorgelegt, daß das das allerverkehrteste Volk sey, das auf Erden lebt. Und noch mehr: ein anderer war da und redete von euch also: Er hat mir einen Raub genommen an einer lieben Frau; sie zeucht nun den Schleyer vor und will mich nicht mehr ansehen, sie will nur einwärts sehen; das macht der Mönch und das muß er büßen.

Da er diese Mähre gehört, sprach er: Gelobt sey Gott! und eilte bald hinwieder an das Fenster und sprach zu seinen Töchtern: Eya meine Kinder, gehabt euch wohl! Gott hat an mich gedacht und hat mein nicht vergessen. Und er sagte ihnen die harte Mähre, wie man ihm um Wohlgethanes übel lohnen wollte." —

Nachstehende Sprüche, aus Suso's Schriften ausgezogen, mögen von seiner Tiefe und Herzlichkeit und seiner kindlichen, eigenthümlichen Sprache weiter zeugen.

Hab ein Inleiden (Gelassenheit) in Lieb und in Leid; denn ein inleidender Mensch minnet mehr in einem Jahre, denn ein ausbrechender in dreyen.

Fleiße dich, daß kein Ausbruch geschehe, der dem innern göttlichen Bilde ungleich sey.

Man findet etliche Menschen, die haben ein Nachrichten (eine innere Rührung und Mahnung von Gott) gehabt, und sind dem nicht gefolgt; ihr Innerstes und ihr Aeußerstes sind fern von einander; und darin gebricht es vielen Menschen.

Wem Innerkeit wird in Außerkeit, dem wird Innerkeit innerlicher, denn dem Innerkeit wird in Innerkeit.

Wer will, daß ihm alle Dinge seyen, der soll sich selbst und allen Dingen nichts werden.

Bleib auf nichts, was nicht Gott ist.

Beharre fest und laß dir nimmer genügen, biß daß du erkriegest in der Zeit das gegenwärtige Nun der Ewigkeit, als so fern es möglich ist menschlicher Krankheit.

Alldieweil Lieb bey Lieb ist, so weiß Lieb nicht, wie lieb Lieb ist; wenn aber Lieb von Lieb scheidet, so empfindet erst Lieb, wie lieb Lieb war.

— — So bist du nun in dem elenden Jammerthal, in dem Lieb mit Leid, Lachen mit Weinen, Freude mit Traurigkeit vermischt ist, in dem vollkommene Freude nie ein Herz gewann; denn es trüget und lüget, als ich dir sagen will. Es verheißet viel und leistet wenig; es ist kurz, unstät und wandelbar, heute viel Liebes, morgen Leides ein Herz voll; siehe, das ist dieser Zeit Spiel.

Gott wäre lieber, daß man in dieser sorglichen Zeit kündlich die Wahrheit sagte durch den Mund, woran es

liege und was das Gebrechen sey, denn daß man es verschweiget. Ein Mensch, der den rechten Weeg gienge, wäre Gott lieber, denn hundert tausend andere. Es wäre auch den Menschen wäger und fern besser, daß sie in Furcht und Sorgen giengen, so sie die Wahrheit wüßten, denn daß sie also gehen und wähnen recht zu gehen, und gehen doch unrecht.

Herr, thue mit deiner armen Kreatur, was deines Lobes ist; denn es gehe wie es wolle mir: dein Lob das will ich sprechen, so lange ein Aethemlein in meinem Munde ist; und so ich die Sprache verliehre, so begehre ich, daß ein Aufheben meines Fingers eine Bestätigung und ein Beschließen sey all des Lobes, das ich je sprach; und dennoch so mein Leib verpulvert wird, so begehre ich, daß von jedem Pülverlein ein grundloses Lob aufdringe durch die harten Steine, durch alle Himmel hin vor dein göttliches Angesicht bis an den jüngsten Tag, da sich Leib und Seele wieder gesammelt in deinem Lobe.

Ein edler geistlicher Mensch sollte also gelassen seyn, schlüge man ihn an einen Backen, er sollte den andern darbieten; was man an ihm thäte, dessen sollte er in Frieden bleiben. Von dem minniglichen Bilde unseres Herrn Jesu Christi sprach man: er wäre ein Verleiter, ein Verräther, und wäre mit dem Teufel besessen. Er schwieg und trug und litt es gütlich.

Der liebe St. Bernhardt ward mehr geehret, denn der Pabst oder einige Menschen auf Erden; dessen achtete er

nicht mehr, denn den Staub unter seinen Füßen. St. Thomas sprach: willst du probiren, ob ein Mensch groß und vollkommen sey, so sehe, ob er kindliche Worte spreche. Zum andern, sucht er Ehre, flieht Schmach und Schande, und ist ihm die nicht willkommen und wonniglich, so halte nichts von ihm, er thue, was er thue, da ist kein Grund innen. Wer nicht leiden will, der ist nahe bey seinem Falle.

Das Leiden, was Gott seinen Freunden gibt, ist eine leichte Bürde, denn der Herr selbst hilft es ihnen tragen. Durch das Leiden werden wir Gott lieb, und mit ihm vereinigt; sein inwendiger Trost überwieget alle Leiden. Wer lebt in dieser Zeit ohne Leiden? Wahrlich niemand auf Erden, wie hoch die Burgen seyen, wie weit die Städte seyen, noch rothe Mäntel, noch seidene Kleider, mögen dessen nicht los seyn; sie haben das lustige, glänzende Gewand auswärts gekehrt, aber das schmerzende ist in sie einwärts zum Herzen geschlagen. — —

Die Leute sind recht verblendet und wollen viel thun, und fangen so manches an, als ob sie Gott erziehen wollten, alles mit sich selber, in ihrem eigenen Willen, voll Gutdenkens; in ihrer eigenen Natur. Nein! nicht mit deinem Erfechten, sondern mit Lassen, mit Sterben und Verderben, und mit Verzichten. So lange ein Tropfen Bluts in dir ist ungetödtet, ungestorben und unüberwunden, gebricht dir. Der liebe Paulus sprach: Ich lebe, nicht ich, sondern Christus lebt in mir! Wisse, dieweil irgend etwas in dir lebt, das nicht Gott ist, du seyest

das selbst, oder was das ist, so lebt Gott nimmer vollkommen in dir.

Die Welt ist voll Untreue, denn wie der Eigennutz ein Ende nimmt, so nimmt auch die Freundschaft ein Ende. Rechte Liebe, ganze Freude, noch wahren Frieden, gewann nie ein Herz in geschaffenen Dingen.

Einem Menschen ward einst geoffenbaret, wie er sich lassen sollte; er sollte thun, als ob er in dem tiefen Meere auf seinem Mantel säße und eine Meile im Umfange sollte kein Land seyn, weder nahe noch ferne; was wollte er thun? Er könnte weder rufen, noch schwimmen, noch waten, er mußte sich Gott lassen. Also sollte der Mensch sich allezeit Gott lassen, wenn er in Wahrheit ein gelassener Mensch seyn will.

Gott versteht die Herzenssprache und Seelenmeinung, ein gründliches, innerliches und wesentliches Ansprechen. Mariens Sinn und ihre Gegenwart betete heiliger und tiefer in den Ohren Christi, denn alles, was Martha sagen oder klagen konnte.

Wir lesen in St. Lucas Evangelio, daß ein reicher Mann, ein Pharisäer, unsern Herrn Jesum geladen hatte in sein Haus; das war ein sehr gutes Werk, Christum speisen, mit all seinen Jüngern; und da war viel Volks. Dieser meinte es gar wohl; aber ihm gebrach des edlen: *Non sum* (ich bin es nicht). Da kam eine Sünderin, die fiel nieder, und sprach in ihrem Grunde: *Non sum*.

(ich bin es nicht). Dadurch ist sie erhaben über alle Himmel und über manchen Chor der Engel. Diese fiel in das allerniederste vor Christi Füßen, und aus ganzem innerlichen Herzen sprach sie: Non sum (ich bin es nicht). Aus dem Grunde wuchs ein ewiges, immerwährendes: *Ego sum* (ich bin es). Christus that ihr alles, was sie wollte. Da saß da der Wirth, der in dieser großen, guten Uebung war und ihnen allen Essen und Trinken gab, der verschmähete dieses und meinte: warum sich Christus zu ihr kehrte, sie wäre eine Sünderin. Ach, er war in sich das leidige: *Ego sum* (ich bin es), und nicht *Non sum* (ich bin es nicht), und meinte, er wäre der, zu dem man sich kehren und ihn hören sollte; und mit ihm sollte man reden und nicht mit dem Weib. Ach, lieben Kinder, wie viel findet man dieser Pharisäer noch, geistliche und weltliche! Die Welt ist ihrer voll, schwarz und grau, roth und blau. —

Aller Menschen Thun geht darauf, wie sie das Wort: *Non sum* (ich bin es nicht) verleugnen und verbergen. Sie wollen alle etwas scheinen, es sey im Geist oder in Natur. Wer diesen Grund allein treffen könnte, der hätte Kunde von dem allernächsten, kürzesten Weege zu der höchsten Wahrheit, die man in der Zeit erfolgen mag. Zu diesem ist niemand zu alt, noch zu krank, noch zu jung, noch zu arm, noch zu reich, das ist: Ich bin's nicht. Ach, was für ein unaussprechliches Wesen liegt in diesem: *Non sum* (ich bin es nicht)! Diesen Weeg will niemand wandeln, man kehre es, wo man es hin-

kehre, wir wollen immer etwas seyn. Ja, wir sind, und wollen und wollten immer seyn. Hierin sind alle Menschen also gefangen und gebunden, daß sich Niemand lassen will.

Ein wahrhafter Untergang des Menschen (völlige Gelassenheit und Demuth) ist eine Wurzel aller Tugend und Seeligkeit; daraus dringet dann eine sanftmüthige Stillheit in sein selbst rechter Gelassenheit, gegen den Mindesten als gegen den Meisten. Das thut weh, wohl reden können und doch schweigen, böse Unrede empfahen und sich nicht rächen, ein wohlkönnender, würdiger Mensch einem unächtigen, gebrechhaften Menschen gegenüber schweigen; das ist nach dem edlen Christo gebildet werden.

Von der
Stille und Einsamkeit.

Aus dem Französischen
der Maria Guyon.

Jeanne Marie Guyon, geborne Bouviers de la Mothe, war im Jahr 1648 zu Montargis geboren. Sie widmete sich von früher Jugend auf einem beschaulichen, innern Leben. Dennoch ging sie, um den Willen ihrer Eltern zu erfüllen, eine Ehe mit einem Herrn Guyon ein; den sie aber, nachdem sie mehrere Kinder mit ihm erzeugt hatte, durch den Tod verlor. Sie war dazumal gerade 28 Jahre alt. Im Jahre 1681 verkündigte sie hauptsächlich in der Dauphiné und in Savoyen und im Ländchen Gex die Lehre der Quietisten. Im Jahre 1688, als sie nach Paris zurückkam, sperrte man sie in ein Kloster, aus dem man sie zwar wieder in Freyheit setzte; aber da sie zu lehren und zu schreiben fortfuhr, verschloß man sie in das feste Schloß Vincennes. Ihre abermalige Befreyung hatte sie hauptsächlich dem Wohlwollen Fenelons zu verdanken, der sich mit Bossuet in einen langen Streit über ihre religiösen Ansichten einließ. Ihr Tod erfolgte im Jahre 1717.

Sie schrieb viele religiöse Bücher und gab in 20 Bänden die Bibel mit Erläuterungen über das innere Leben heraus.

Im Deutschen besitzen wir folgende Schriften von ihr, die alle sehr selten wurden:

Geistliche Discourse, die das innere Leben betreffen. 4 Theile. Leipzig, 1728. Geheime Gottesgelahrtheit. Leipzig, 1706. Geistliche Ströme. Leipzig, 1728. Das alte Testament, mit mystischen Erklärungen. 4 Theile. Berlenburg, 1746. Anweisung zum steten Wandel in der Gegenwart Gottes. 4 Theile. Stuttgart, 1763., und einen geistlichen Wegweiser zum innern Leben in zwey Büchern, ohne Druckort, im Jahre 1720. *)

Das erste Buch davon: „Kurzes und sehr leichtes Mittel zu beten", ließ sie im Jahre 1688 zu Lyon erscheinen, unter dem Titel: „Le moyen court et très facile pour l'oraison." Das zweyte Buch von diesem Werke enthält: „Mütterliche Anweisung zum christlichen Wandel in der Gegenwart Gottes", und wir entnehmen ihm einen Auszug aus dem 18ten Kapitel:

Von der Stille und Einsamkeit.

Wollt ihr die Welt verlassen, so müßt ihr zuvor euch selbst verlassen, weil man sich selbst aller Orten mit sich trägt. Wenn ihr euch selbst in die Wüste traget, so seyd ihr daselbst viel übler daran, als da, wo ihr jetzt seyd.

Bleibet nur immer in dem Stande des Berufs, zu dem euch Gott berufen hat. Eure Absonderung sey nur eine stetige Verläugnung eurer selbst, dann werdet ihr

*) Ihre Selbstbiographie hat Frau v. Montenclaut ins Deutsche übersetzt.

euch mitten am Hofe so einsam befinden, wie ein Einsiedler in der Wüste.

Der ganze Unterschied besteht nur darin, daß ihr mehr Kämpfe auszustehen habt; ich will Gott bitten, daß er euch den Sieg über euch selbst und über alle andere Feinde, die euch umgeben, davon tragen lasse. Fasset guten Muth, liebet Gott von ganzem Herzen, trachtet darnach, daß ihr seine göttliche Gegenwart in eurem innersten Grunde durch eine fast immerwährende Sammlung und Einkehr bewahren möget; nicht dadurch, daß ihr euch dem äußeren Betragen nach viel Zwang anthuet, sondern durch eine aus Gewohnheit erlangte Fertigkeit, in euch selbst auf eine ganz einfältige und ganz natürliche Art einzukehren. Uebergebet euch in die Macht Gottes, daß er euch in euren Schwachheiten stärke; denn wer sich auf seine eigenen Werke stützet, der lehnet sich auf ein zerbrochenes Rohr, welches ihn eher verwundet, als daß es ihn schützt.

Sobald ihr in euch das Gefühl der Gegenwart Gottes empfindet, das euch zur innerlichen Einkehr ziehet, so bleibet stille in Ruhe und lasset von aller Wirkung ab, damit ihr Gott in euch wirken lasset. Unterstehet euch ja nicht, durch eure grobe und ungeschickte Wirkung die Wirkung Gottes zu verhindern. — — —

Die äußerliche Abgezogenheit ist, sonderlich im Anfang, doch nöthig, damit man der innern Stille obliegen könne; doch muß dieselbe auf eine solche Art angestellet und gerichtet werden, daß man von außen nichts Außerordentliches daran bemerke. Wir müssen unsere Frömmigkeit, so viel möglich, vor den Menschen und vor dem Satan

verbergen, welche beyderseits diejenige weit heftiger als andere angreifen, die auf eine besondere Lebensart verfallen. Das äußere Wesen muß eine Frucht des innern seyn.

Das innere muß auf den lebendigen Felsen, Jesum Christum, gebaut werden, welcher, weil er der niedrigste unter allen Menschen gewesen, anders nicht, als durch eine tiefe Erniedrigung, und durch völlige Verläugnung, nicht allein der Dinge, die außer uns sind, sondern auch unser selbst, kann gefunden werden. — —

Es wäre eine schlechte Sache, alle Creaturen oder allen äußern Umgang mit Menschen zu verlassen und in die Wüste zu gehen, wenn man sich nicht selbst verlassen wollte. Sich in die Einsamkeit begeben, das heißt noch nicht aus der Welt fliehen, aber mitten in der Welt von sich selbsten abgeschieden seyn, das heißt fliehen.

Deßwegen hat unser Herr uns nicht ausdrücklich befohlen, in die Wüste zu fliehen, aber wohl uns selbst zu verläugnen, weil solche Verläugnung die Seele zur vollkommenen Einsamkeit bringet. Denn wenn sie von sich selbsten ausgehet und sich verläßt, so hat Gott in ihr allein seine Wohnung und sie wird der ewigen Einsamkeit und ruhigen Vergnügung Gottes, wie diese vor der Schöpfung der Welt war, theilhaftig.

Man meine nicht, daß dieses die Seele hindere, mit denen Dingen und mit denen Personen sich zu beschäftigen, mit denen sie Gott beschäftigen will, aber solches geschiehet als in Gott selbsten, der sie auf diese Seite, zu diesem oder jenem lenket und beweget, und sie mit

dem beschäftigt seyn läßt, was ihm gefällt. Dieses unterbricht die Einsamkeit der Seele so wenig, als Gottes Ruhe und Stille durch seine stete Beschäftigung mit den Menschenkindern und seine beständige Fürsorge gestört wird.

Also müßt ihr inwendig einsam seyn und euch gewöhnen, euch in euer Herz hinein zu begeben; daraus lasset euch nicht treiben, wenn euch etwas Widriges und Mißfälliges begegnet.

Je zuweilen findet man sich ins Innere gezogen und gesammelt außer dem Gebet, nachdem man vorher zerstreuet und ohne Kraft und Andacht unter und in dem Gebete gewesen ist. Zu der Zeit muß man, wenn man anders kann, sich bey Seite machen und in die Stille begeben, damit man sich von Gott ganz möge einnehmen und besitzen lassen. Wenn man aber nicht dazu kommen kann, so muß man in dem Innern eine desto tiefere Aufmerksamkeit beweisen, welches gleichsam die Uebereinstimmung des ganzen Herzens ist. Denn die göttliche, lautere Liebe rufet die Seele zu einer unbegreiflichen Abgeschiedenheit und Einsamkeit und spricht unaufhörlich zu derselben: Komm mit mir in die Wüste, wo ich allein bin, und du magst auf dem Wege antreffen, was du willst, wenn es auch Engel wären, so meide sie, ich bin eifrig. —

Wir müssen aber zuvor unser Elend, so groß als es ist, erfahren und empfinden.. Man muß solche Steige betreten, die voll jäher Stellen sind, und bey der Nacht wandeln, man muß vom Bach auf dem Wege trinken, ehe man das Haupt empor heben kann, das ist, man

muß erst durch die Bitterkeit des Lebens hindurch, ehe man Gott in völliger Stille besitzen kann. Je mehr uns die Welt kreuziget und von sich ausstößt, je mehr sind wir der Welt gekreuziget und von derselben geschieden, eingedenk, daß Gott sagt: Gehet aus von Babel, mein Volk! Das Verderben ist jetzt dermaßen groß, daß man sich aus diesem Babel nicht eilig genug herausbegeben kann. Es ist aber auch ein anderes Babilon, das weit gefährlicher ist, weil wir es immer bey und in uns tragen, und da sind wir selbst unser größter und gefährlichster Feind.

Wir würden nicht um ein Haar vollkommener seyn, wenn wir auch in eine Wüstenev giengen, wofern wir uns selbst mit dahin nähmen. Wir würden dagegen auf einem öffentlichen Platze können geheiligt werden, wenn wir uns auf demselben nach Gottes Willen und Ordnung einfänden. Bleiben wir in uns, so sind wir auch selbst in der Einsamkeit nicht einsam. Wer Gott besitzet, ist überall einsam, wer aber Gott nicht hat, der ist mitten in der Wüste in dem größten Getümmel. Wir können nur bey Gott allein einsam seyn, auch an der Einsamkeit, die er in ihm selbst hat, nicht eher Theil haben, als wenn wir uns von dem, was Ich heißet, entfernen. Wenn dieses Ich nicht wäre, so könnte ich auch an den unheiligsten Orten einsam und allein seyn, und, wo das Ich noch bey mir ist, da bin ich auch in der Wüstenev nicht einsam.

Ich rede nicht von der äußern Einsamkeit, welche ohne die innere nichts bedeutet, sondern von der Einsamkeit

und Abgeschiedenheit von allen Creaturen und von uns selbst. Doch wird die innere Einsamkeit durch die äußere erleichtert. — — — Jesus Christus, unser vollkommenes Muster, hat dreyßig Jahre in einem verborgenen Leben zugebracht, also daß er sich auf ein stetes, inneres Geistesgebet legte und während solcher langen Zeit vor seinem Vater vernichtet blieb, ehe und bevor er sich sichtbarlicherweise zu dem Heil der Menschen gebrauchen ließ, um uns durch sein Beyspiel zu lehren, wie wir alles Treiben und heftiges Bemühen, dem Nächsten im Geistlichen behülflich zu seyn, sterben lassen und in Stillschweigen und in der Ruhe bleiben sollen, bis die Zeit und Stunden gekommen sind, darinn uns Gott sein Wort und seinen Befehl geben wird, für das Heil der Seelen zu arbeiten, wenn er im Sinne hat, uns dazu zu gebrauchen. — — Wir müssen auf gleiche Weise verfahren: wir müssen gerne wollen verborgen und unbekannt seyn, und niemals aus unserer Abgeschiedenheit und Einsamkeit, als nur auf besondern Befehl der göttlichen Vorsehung uns herausbegeben.

Das ist aber die Ursache, daß man in der Führung der Seelen und bey dem vielen Predigen und Lehren so wenig Nutzen schafft, weil man sich von selbst darein setzt und ehe man gegründet und in der Wahrheit befestigt ist. Wir müssen in unserer Einsamkeit zu einem Grund in der Rechtschaffenheit gelangt seyn, ehe wir andern etwas geben wollen, sonst geben wir, was uns selbst nöthig ist, und erschöpfen uns, oder lernen uns aus. — — — Jesus Christus ist nichts so zuwider, als der Hochmuth des Geistes:

Der Mensch achtet nur sein eigen Werk hoch. Die geringste gute That, die er thut, rührt ihn in dem Innersten seines Herzens und erwecket in demselben eine geheime Selbstgefälligkeit, welche, indem sie Gott seine Ehre in allen Dingen raubet, den Menschen vor Gottes Augen zu einem Greuel macht. Er lobt sich selbst, wenn es die Leute nicht thun, und wenn er so demüthig ist, daß er seine Werke in Geheim thut, so hält er sich um so vortrefflicher, weil er dieselbe so that, daß niemand davon weiß. Inzwischen ist er doch froh, daß man viel von ihm hält, und die scheinbare Demuth, die er an sich sehen läßt, erhebt ihn gewaltig. Aber eine einfältige Einkehr und Sammlung im Innern, eine verborgene Liebe, die denselben antreibt, sich ohne Unterlaß nach seinem Geliebten zu sehnen (wobey sich aber dennoch zum öftern allerley Beklemmungen und Zerstreuungen, die man wider seinen Willen leiden muß, mit untermengt finden), — die machen, daß er sich in seinen Augen sehr klein vorkommt. — — So haltet denn allezeit an der innern Einsamkeit, ohne welche die äußere (wie oft gesagt) gar nichts bedeutet. Vergesset euch selbst und seyd aller Creaturen halber ohnbeschäftigt, damit ihr euch mit Gott allein beschäftigt halten möget. Um dasjenige aber, was in euch ohne euer Zuthun vorgeht, müsset ihr euch ganz unbekümmert halten.

Bilder aus dem Scheol.

Unsere Poesie nimmt einen neuen Aufschwung. Der Adlercherub leiht ihr seine Flügel, um der Erde zu entschweben, nachdem sie hier sich mit Brod und Wein der neuen Kunst gestärkt hat. Unter andern hat, vom Glauben begeistert, der geliebte Dichter Albert Knapp ihr einen Sammelplatz für ihre Freunde bereitet in seiner Christoterpe, wo er selber den Zuhörern viel Schönes, Lebendiges, Großartiges aus dem Vorrath seiner Muse spendet. Hiezu gehören (Jahrgang 1834) unter obiger Aufschrift sechszehn Gedichte in ernst auftretenden, fünffüßigen, gereimten Jamben, ein kleiner Dante, der wohl Manchem zu finster, Andern willkommen, wenigstens heilsam seyn wird. Gleich das erste Bild bezeichnet die Region, in welche wir uns zu stellen haben, um diese Bildnerey zu betrachten:

„Im Traume war's. Durch einen tiefen Schacht
Sah ich hinab zur ew'gen Mitternacht" u. s. w.

Nun werden der Reihe nach verschiedene merkwürdige Charaktere in ihren unterirdischen trübseligen Lagen und Geschäften vorgeführt. Wer nicht Gespenster glauben kann, der sehe doch diese hier als Traumgestalten an, nach der Wahrscheinlichkeit und nach der gewissen Lehre

gebildet: „Ihre Werke folgen ihnen nach." Der Verf. selbst äußert sich in der Vorrede darüber sehr billig und bescheiden, will die parabolische Einkleidung nicht mit zum Wesen gerechnet wissen, beruft sich aber auf die Analogie der heiligen Schrift, und auf wirkliche Anregungen durch Träume, ohne auf deren symbolische Form zu viel Gewicht zu legen, indem er nur den Gewissensanklang bey diesen Gedichten in Anspruch nimmt. Zu diesen Scheolsbildern will er im nächsten Jahrgang einen Cyklus von Himmelsbildern als Gegenstück folgen lassen. Vielleicht söhnen sie diejenigen aus, die sich im Dunkeln fürchten, weil sie ihre eigene Finsterniß noch nicht wahrgenommen haben. Wir meynen nämlich hier nicht das leibliche Dunkel, das sie fürchten macht.

J. F. v. Meyer.

Gedichte.

1.

PRIMULA VERIS.

Liebliche Blume,
Primula veris!
Holde, dich nenn' ich
Blume des Glaubens.
Gläubig dem ersten
Winke des Himmels,
Eilst du entgegen,
Oeffnest die Brust ihm.
Frühling ist kommen,
Mögen ihn Fröste,
Trübende Nebel
Wieder verhüllen.
Blume, du glaubst es,
Daß der ersehnte
Göttliche Frühling,
Daß er gekommen,
Oeffnest die Brust ihm;
Aber es dringen
Lauernde Fröste
Eisig in's Herz dir;
Mag es verwelken!
Ging doch der Blume
Gläubige Seele
Nimmer verloren.

N. Lenau.

2.

Distichen.

Immer hast du, o Welt, Wahrheit und Lüge verwechselt;
Darum glaub' ich izt mehr, weil du izt weniger glaubst.

Gibt es närrische Leute, so sind es die Herren Scribenten,
Reden der Zeit nach dem Maul, wollen unsterblich doch seyn.

Sperr' in die Kammer dich ein, doch gibt es der Räume noch viele;
Binde die Augen dir zu, doch sind noch Andre, die sehn.

Falscher Eifer sind zwey: seyn wollen wie andere Leute,
Und die Andern nach sich modeln mit aller Gewalt.

Hast du ein Eychen gewonnen, mein Hühnchen, so brüt' es zur Reife;
Eh' du nicht warm es gehegt, hüpfet kein Küchlein heraus.

Geister hat Mancher gesehn; doch wollest vor Allem du sorgen,
Daß der erhabenste Geist immerdar nahe dir sey.

Alles ist eitel; so ruft ein Satter. Was suchst du denn Eitles?
Wirst ja, je mehr du es liebst, minder ein Salomo seyn.

Schlag doch ein Loch in die Wand, hier hast du den Hammer des Glaubens!
Ehe du recht ihn geführt, wird dir die Aussicht nicht frey.

Bibel! ja Bibel! ihr armen Kameele; statt sie zu genießen,
Tragt ihr am Rücken sie fort, aber ihr nährt euch mit Stroh.

Fleug nicht zu hoch, noch zu niedrig. Hier unten ist böses Geziefer;
Hebt dich kein Engel empor, fällst du nur schmählicher hin.

Mache die Weisheit nicht: denn ehe die Berge geworden,
Ist sie gewesen und spricht: Suche, so findest du mich.

Schläfrig Leben ist nichts, doch Stillseyn heilige Losung.
Wer mit Sehnsucht harrt, hat das Geheimniß erkannt.

— y —

3.

Der starke Geist.

„O Nachbar, seyd so thöricht nicht
Und glaubet an Gespenster!
Es schillert oft das Mondenlicht
In einem Kirchenfenster;
Es fliegt ein Handtuch in den Wind;
Nun sagt, ob das Gespenster sind!

Einst hört' ich's rascheln in dem Stroh,
Und heulen, spey'n und kratzen;
Da schlug ich drein, durch's Dachloch floh
Ein halbes Dutzend Katzen.
Zersprengt war die Armee geschwind.
Nun sagt, ob das Gespenster sind!

Zwar hab' ich einmal was gesehn,
Das war nicht gar geheuer;
Ich sah's bey Nacht auf Rädern gehn,
Sein Augenpaar wie Feuer;
Huhu! — zwar war ich noch ein Kind; —
Glaub's doch nicht, daß Gespenster sind!" —

Und plötzlich schaut ein Ziegenbock
Herein zum offnen Fenster;
Da fällt vom Sessel wie ein Pflock
Der Läugner der Gespenster.
„Geh nur, du Ungethüm, geschwind!
Ich glaube, daß Gespenster sind."

— y —

4.

Der Schwanen-Sang *).

Nacht war's und der Sterne Schimmer
Hüllten dunkle Schatten ein,
Nur noch auf des Schlosses Trümmer
Glänzte matter Lampenschein.

Auf dem alten Thurme droben
Lag ein todteskranker Greis
Und des Odems Züge hoben
Seine Brust nur schwach und leis.

's war der Thürmer, neunzig Jahre
Zählte bald sein graues Haupt,
Hatten ihm gebleicht die Haare,
Doch die Kraft noch nicht geraubt.

Rüstig hat gespielt bis heute,
Klang Musik, der Alte mit,
Und es flog nach seiner Saite
Noch des Walzers munt'rer Schritt.

Und sein treues Glöcklein brachte
Kunde von der Stunden Zahl,
Wenn schon Alles schlief, so wachte
Er für Wertheim und das Thal.

---

*) Das hier Erzählte ist Thatsache. Es war ein Verwandter von mir, der alte Thürmer und Musikus A. auf dem alten Schloß in Wertheim, bei dessen Tod die Instrumente auf die hier beschriebene Weise erklangen. Ich habe mir aus poetischer Licenz nur die kleine Aenderung erlaubt, aus der 11ten Stunde die 10te zu machen, und den Tod sogleich nach diesem Klang erfolgen zu lassen, während der Kranke erst 12 Stunden später starb.

Doch das Ziel der Lebenstage
War erreicht, und sanft und leis
Naht der Tod, den ohne Klage
Fromm erwartete der Greis.

Ueber seinem Bette hiengen
Glänzend in des Lichtes Strahl,
Die mit ihm durch's Leben giengen,
Instrumente, ohne Zahl.

Horch! da tönen, erst nur leise
Seine Instrumente all'
Nach der Aeolsharfen Weise,
Wie ein ferner Wiederhall.

Bis daß durch ein sanftes Schwellen
Mächtig ein Akkord erschallt,
Der dann wieder wie in Wellen
Eines Zephirs still verhallt.

's war der Abschied von dem lieben
Alten Herrn, der ihm erklang,
Ein Willkommen war's dort drüben,
Wunderbarer Geistersang!

Und der Kampf, er war vorüber,
Auf dem Glöckchen schlug es zehn,
Da entschlief er sanft hinüber,
Wie Akkorde still verwehn!

Gerber.

Folgende frühere Werke von Herrn Dr. Just. Kerner sind auch bei dem Verleger dieses erschienen und noch im Buchhandel zu erhalten:

Almanach, poetischer. 8. 1812. 1 fl. 30 kr. oder 20 ggr.

Geschichte zweier Somnambülen, nebst einigen andern Denkwürdigkeiten aus dem Gebiete der magischen Heilkunde und der Psychologie. gr. 8. 1823. 2 fl. 30 kr. = 1 Thlr. 10 ggr.

Reiseschatten vom Schattenspieler Luchs. 8. 1811. 1 fl. 48 kr. oder 1 Thlr. Sächsisch.

